

**Zeitschrift:** Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera  
**Herausgeber:** Schweizerische Gesellschaft für Geschichte  
**Band:** 26 (1976)  
**Heft:** 3  
  
**Bibliographie:** Anzeigen = Notes bibliographiques  
**Autor:** [s.n.]

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## ANZEIGEN NOTES BIBLIOGRAPHIQUES

### SCHWEIZERGESCHICHTE HISTOIRE SUISSE

WALTER KOLLER, *Die Urner Fehde der Izeli und Gruoba 1257/58. Wirklichkeit und Deutung in der Historiographie zur Entstehung der Schweizerischen Eidgenossenschaft*. Diss. Bern, Lang, 1973. 138 S. (Geist und Werk der Zeiten. Nr. 38.) – Die Familienfehde der Izeli und Gruoba in Uri wäre wohl kaum zu besonderer Bedeutung gelangt, hätte sie nicht Graf Rudolf von Habsburg auf Bitten und Rat der Urner Landleute, die offensichtlich mit diesem Blutrachefall nicht mehr allein fertig wurden, zu schlichten versucht. Zwei Urkunden geben uns darüber Auskunft, jedoch nicht so, dass die dazu einschlägigen Fragen eindeutig geklärt wären. So konnten diese beiden Urkunden zu folgenreichen Interpretationen und Konstruktionen im Zusammenhang mit dem Werden der Schweizerischen Eidgenossenschaft Anlass geben, wozu natürlich die Anwesenheit des späteren Königs Rudolf im Reichsland Uri, dazu noch von den führenden Leuten gerufen, besonders reizte, hauptsächlich im Hinblick auf den Richterartikel im Bundesbrief von 1291.

Koller stellt in Teil A die Fehde aufgrund der Urkunden dar, behandelt die diplomatische Seite der Urkundenüberlieferung – nur die zweite Urkunde ist im Original vorhanden – und versucht dann eine nüchterne kritische Interpretation.

Der Hauptteil B dieser Zürcher Dissertation ist der Darstellung jener Fehde in der Historiographie vom Spätmittelalter bis ins 20. Jahrhundert hinein gewidmet. Daraus entstand beinahe eine Historiographie des Werdens der Eidgenossenschaft, was diese Arbeit zusätzlich wertvoll macht. Es erstaunt eigentlich, welche Bedeutung dieser doch kleinen, überschaubaren Episode aus Uri in der Zeit des Interregnums zugemessen wurde.

Der abschliessende Teil C stellt die Izeli-Gruoba-Fehde in den grösseren Zusammenhang der Gemeindebildung in Uri. Damit wird dieser Familienblutrachefall in eine neue Richtung gebracht. Denn in der Beendigung der Fehde zeigt sich der Durchbruch eines gewandelten Rechtsdenkens, das archaische Rechtsüberbleibsel in der Talschaft Uri nach und nach überwindet und so ein Element moderner Staatlichkeit im Rahmen des Integrationsprozesses, der in unseren Landen im 13. Jahrhundert zu Vereinigungen führte, hervorbringt. «Darin liegt die Bedeutung dieser Fehde für die Urner Geschichte wie für die Entstehung der Eidgenossenschaft» (95), aber auch dieser Arbeit, diesen Aspekt herausgearbeitet zu haben.



Die Literatur ist jetzt zu ergänzen mit: Boesch, Gottfried: Die grosse Urner Blutrache 1257/58. Der Izelin- und Gruobahandel. In: Der Geschichtsfreund 124, 1971 (= Festschrift Iso Müller I, Stans 1973), 215–231.

Altdorf

Lukas Schenker

ROGER CHARLES LOGOZ, *Clément VII (Robert de Genève), sa chancellerie et le clergé romand au début du Grand Schisme (1378–1394)*. Lausanne, Payot, 1974. In-8°, XL + 321 p., ill. (Mémoires et documents publiés par la Société d'histoire de la Suisse romande, 3<sup>e</sup> série, tome X). – Ce travail a déjà une fort longue histoire, dont les péripéties, racontées par l'auteur dans sa préface, expliquent le côté multiforme. Les circonstances n'ont pas permis la réalisation du plan initial, beaucoup trop irréaliste, et c'est ainsi qu'il a fallu s'en tenir à une première étape, comprenant deux paliers: une histoire du pontificat de Clément VII, appuyée sur les meilleurs ouvrages en la matière, puis la présentation de l'édition prévue des lettres et autres actes du pape.

Nous ne cacherons pas que la seconde partie nous paraît beaucoup plus pénétrante et originale, ayant formé le cœur même de la recherche effectuée. L'activité de la chancellerie pontificale est très bien décrite; c'est l'apport le plus positif de l'ouvrage, même si telle ou telle remarque ne peut être saisie pour le moment parce qu'elle s'étaie sur un texte que l'on n'a pas pu citer, n'en signalant que la référence: il a donc fallu renoncer à publier sur-le-champ les 5470 pièces analysées.

Un critique pointilleux relèverait quelques maladroites de langage qu'un René Bray, précisément évoqué dans la préface, n'aurait pas pardonnées, mais laissons à l'historien son originalité.

Un peu d'humour, des citations imagées, une saine affection de l'auteur pour son sujet, font de ce livre une œuvre agréable à lire, enrichie de surcroît par cinq excellentes illustrations.

La Tour de Peilz

Jean-Pierre Chapuisat

UWE PLATH, *Calvin und Basel in den Jahren 1552–1556*. Zürich, Theologischer Verlag, 1974. 311 S. (Basler Studien zur historischen und systematischen Theologie. Bd. 22.) – Am Anfang dieses Jahrhunderts ist die Idee ausgereift, Calvins Beziehungen zu Basel systematisch zu untersuchen. Ein erster Schritt wurde 1909 mit Paul Wernles Studie über *Calvin und Basel bis zum Tode des Myconius, 1535–1552*, getan. Das ist nun lange her, auch sind seither einzelne Fragen neu bearbeitet worden, so dass das bündige dem Rückblick auf 1535–1552 gewidmete erste Kapitel von Plaths Untersuchung als sehr nützliche Einleitung betrachtet werden darf. In den folgenden 12 Kapiteln behandelt Plath ausführlich das in jahrelangen Studien in Archiven und Bibliotheken der Schweiz, Frankreichs, Deutschlands und der Niederlande zusammengetragene, die Zeit von Calvins vierzehntem Aufenthalt in Basel, im März 1552, bis zum fünfzehnten und letzten, Ende August 1556, umfassende Material. In diesen Zeitraum fällt nun die Toleranzkontroverse, die im Herbst 1553, kurz nach der Verhaftung Servets in Genf begann und dann im Jahre 1555 langsam ausklang. Im Zusammenhang mit dieser Kontroverse untersucht Plath nicht nur den Genfer Exkommu-

nikationsstreit des Jahres 1553, sondern auch die Polemik, die Curione und Castellio gegen Calvins Prädestinationslehre führten. Die Geschehnisse des zweiten Abendmahlstreites und die Spannungen zwischen Bern und Genf werden als weiterer Hintergrund geschildert; sie führen die von den *Baslern* und ihren Freunden aufgeworfenen Fragen, was ein Häretiker und wie er zu behandeln sei, eindringlich vor Augen. Die Quellenausbeutung wie auch die Bibliographie dürfen als gründlich und ziemlich komplett angesehen werden. Im Anhang stehen neben einem inhaltlichen, stilistischen und sprachlichen Vergleich der Aussagen der «*Historia de morte Serveti*» mit anderen Schriften Castellios einige unbekannte Texte zum Exkommunikationsstreit. Es ist nur wünschenswert, dass eine weitere ebenso gewissenhaft bearbeitete Fortsetzung bis zum Tode Calvins (1564) nicht wieder fünfundsechzig Jahre auf sich warten lässt.

Genf

Martin Körner

ULRICH GÄBLER, *Huldrych Zwingli im 20. Jahrhundert, Forschungsbericht und annotierte Bibliographie 1897–1972*. Zürich, Zwingli, 1975. 473 S. – Forschungsberichte und Bibliographien gehören nicht nur zu den Hilfsmitteln für jeden wissenschaftlich Arbeitenden, sondern sie zeigen vor allem den bisherigen Gang der Forschung auf und können Desiderate für eine künftige Beschäftigung mit dem Stoff formulieren. Leider fehlen gerade in den Bereichen der historischen und kirchengeschichtlichen Forschung solche Arbeitsinstrumente noch weithin. So war nach Georg Finslers Zwinglibibliographie aus dem Jahre 1896 keine befriedigende Gesamtzusammenstellung der Literatur zum Schweizer Reformator erschienen.

Diese bisher als besonders schmerzlich empfundene Lücke hat nun Ulrich Gäbler mit seiner Zürcher theologischen Habilitationsschrift «*Huldrych Zwingli im 20. Jahrhundert*» geschlossen. Die Arbeit besteht aus zwei Teilen, die einander ergänzen. Im ersten wird eine Darstellung der schweizerischen und internationalen Zwingliforschung von 1897 bis 1972 unter den Gesichtspunkten Bibliographien, Editionen, Biographien und Theologie geboten. Die Abgrenzung des Stoffes war dabei nicht immer einfach. So musste auf die Einbeziehung biographischer Detailforschungen verzichtet werden, obwohl gerade sie wichtige Beiträge zum Gesamtverständnis einer Person zu leisten vermögen. Auch die Zürcher Reformation im ganzen, mit der Zwinglis Lebenswerk ja aufs engste verknüpft ist, konnte vom Verfasser nicht mitbearbeitet werden. Andererseits geht die Darstellung gelegentlich auch über den Berichtszeitraum hinaus.

Der umfangreichere zweite Teil bietet in 1679 Nummern die chronologisch geordnete Literatur zu Zwingli mit den genauen bibliographischen Angaben. Besonders wertvoll wird diese Zusammenstellung durch kurze Inhaltsangaben, die fast jedem Titel beigelegt sind. Durch insgesamt fünf Register ist der umfangreiche Stoff auch für den Benutzer zu bewältigen, der sich, etwa nach dem Beispiel der Bibliographie im Lutherjahrbuch, lieber eine systematische Anordnung der Titel gewünscht hätte. Gäblers Buch wird künftig vor allem für den Zwingliforscher unentbehrlich sein, aber auch jedem anderen an der Zürcher Reformation interessierten Leser viel Neues über die bisherige Beschäftigung mit Zwingli berichten.

Erlangen

Gerhard Simon

URS GANTER, *Die Silberschätze der Schaufhauser Zünfte und Gesellschaften*. Diss. Zürich, Juris-Verlag, 1974. 239 S. – Zwischen dem stark begangenen Gebiet der politischen Geschichte und dem weniger beachteten Feld der sachbezogenen Kunstgeschichte breitet sich das Niemandsland der Kulturgeschichte aus. Auch in der Heimat eines Jacob Burckhardt werden kulturhistorische Belange noch häufig wie ein Schwarzer Peter zwischen andern Disziplinen hin und her geschoben. Die Universität Zürich hat mit der Schaffung eines Lehrstuhles für Kulturgeschichte beispielhaft zur Beseitigung dieses Missstandes beigetragen. Dem Lehrstuhlinhaber Prof. Dr. Dietrich W. H. Schwarz verdanken wir nun schon eine Reihe von Dissertationen, welche empfindliche Lücken zwischen politischer Geschichte und Kunstwissenschaft schliessen. So auch die vorliegende Arbeit.

Der Autor hat es – nach mühevoller Quellenarbeit – unternommen, die Geschichte des Zunftsilbers seiner Heimatstadt zu erforschen. Er verfolgt die Silberschätze von ihrer Entstehung im 15./16. Jahrhundert bis zu ihrer Auflösung im 19. Jahrhundert und untersucht ihre Abhängigkeit von der jeweiligen politischen und wirtschaftlichen Lage der einzelnen Zünfte sowie der gesamten Stadt. Klar und übersichtlich werden Bräuche und Vorschriften der Becherverehrung als Einstand bei Zunfteinkäufen und Wahlen geschildert. Ebenso werden die Gründe dargelegt, die zur Auflösung der beträchtlichen Silbersammlungen führten: Modernisierung und Geldbedarf.

Schaffhausen – als einer der wenigen Orte, die ihr Silber nicht durch Kontributionen einbüssten – verlor es durch kurzsichtige Gedankenlosigkeit im letzten Jahrhundert. Im Nachwort versucht der Autor diese Banausen-Haltung gleichsam zu entschuldigen mit der Behauptung, Zweckbestimmung der Silberschätze sei (allein) eine Kapitalreserve gewesen.

Hier möchte man vielleicht die Akzente etwas anders setzen. So scheint uns die durch Verkäufe bekundete Missachtung des künstlerischen Wertes solcher Silbergeschirre vor allem durch Geschmackswandlung begründet zu sein. Die Becher wurden relativ häufig umgearbeitet – was zugleich auf den Gebrauch hinweist, der manches Geschirr schadhaft werden liess. Die «Flucht in die Sachwerte» wird zwar mit der Münz- und Geldentwicklung einleuchtend motiviert, doch sollte deswegen nicht vergessen werden, dass die *Repräsentation* einen um so bedeutenderen Stellenwert einnahm, je mehr die Zünfte an der Souveränität ihres Gemeinwesens teilhatten. Demnach finden wir auch den Ausdruck «Luxusartikel» für diese vielgestaltigen Trinkgefässe zu sehr auf die heutige Sicht bezogen und dem barocken Repräsentations- und Schaustellungsbedürfnis nicht ganz angemessen. Diese unbedeutenden Einwendungen dürfen jedoch dem Wert und der Brauchbarkeit dieses vorzüglichen Werkes keinerlei Abbruch tun.

Basel

Peter F. Kopp

WERNER VOGLER, *Das Ringen um die Reform und Restauration der Fürstabtei Pfäfers 1549–1637*. Mels, Sarganserländische Buchdruckerei, 1972. XXI, 149 S., Abb. – Es ist überaus erfreulich, dass in den letzten Jahren eine Reihe von Freiburger Dissertationen die Geschichte der Schweizerklöster in durchweg gediegenen Einzeluntersuchungen zur Darstellung brachten. Hatte Prof. Oskar Vasella († 1966) durch einige seiner Schüler die

wechsellvollen Schicksale der Cistercienserabtei St. Urban behandeln lassen, so gab Vasellas Nachfolger, Prof. G. Boesch, Anlass zu Nachforschungen über das 1838 aufgehobene Pfävers im St. Galler Oberland. J. A. Hardegger untersuchte die spätmittelalterliche Geschichte (Beiheft 22 der Z. f. Schw. KG, Freiburg 1959). Eine Zwischenperiode dieser Entwicklung: «Die Union des Klosters Pfävers mit Einsiedeln 1682–1692», Freiburg 1942, blieb leider bisher ungedruckt.

Um so mehr freut man sich, dass mit der vorliegenden Dissertation eine weitere Periode der rätischen Abtei erschlossen wird.

Vogler geht von den äussern Geschicken des Klosters unter den Äbten von 1549–1580 aus. Sie wiesen meist nur eine kurze Amtszeit auf, das Kloster zählte nur wenige Konventualen, die Äbte selbst versagten in mancher Hinsicht gegenüber den eidgenössischen Schirmherren wie den Forderungen der unter dem Einfluss der Reformation stehenden Untertanen. Auch das Kapitel über die wirtschaftlich-finanzielle Lage in diesen Jahren ergibt kein erfreuliches Bild. Eine Besserung trat ein, als 1580 P. Johann Heider aus dem Stifte Einsiedeln erst als Administrator, seit 1587 als Abt an die Spitze des Konventes trat. Dank der Unterstützung der päpstlichen Nuntien nahm Pfävers unter ihm einen neuen Aufschwung, der aber unter dem folgenden Abt Michael Saxer nur wenig anhielt. Auch die Bestimmungen des Trienter Konzils vermochten sich in Pfävers, wie übrigens auch sonst in der Schweiz, nur langsam durchzusetzen. Auch der Beitritt zur Schweiz. Benediktiner-Kongregation 1602 änderte nicht viel an der Lage. Doch mit Abt Jodoc Höslin, der erst 34-jährig 1626 die Leitung des Klosters übernahm, kam ein Mann zur Regierung, der im Geiste des Tridentinums und der Refrombestrebungen der Schweizer Kongregation die geistige Spannweite mit der nötigen sittlich, religiösen Festigkeit verband, die ihn befähigte, sein Kloster bessern Zeiten entgegen zu führen. Mit diesen erfreulichen Aussichten beschliesst Vogler seine Arbeit. Die spätern Jahrhunderte bis zur Aufhebung von 1838, wie auch das Geschehen in den Jahren der Reformation in Pfävers sind indes noch ungeschrieben.

Vogler hat sich Mühe gegeben, aufgrund des spärlichen Quellenmaterials, das er mit Sorgfalt und klugem Spürsinn zusammentragen konnte, ein zuverlässiges Bild einer Benediktinerstiftung zu entwerfen, die, nach kraftvollen Anfängen im 8. Jahrhundert, im Mittelalter mit andauernden Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, sich vorübergehend erholte, aber den Untergang nicht mehr aufhalten konnte.

Das Ganze ist in einfacher, zeitweise, entsprechend dem spröden Stoff, etwas nüchternen Sprache geschildert und erweckt den Eindruck einer soliden wissenschaftlichen Untersuchung. Dieser günstige Eindruck wird noch unterstrichen durch die sorgfältige, klare Druckgestaltung der Melser Offizin.

Engelberg

Gall Heer

VOLKER A. SIMON, *Der Wechsel als Träger des internationalen Zahlungsverkehrs in den Finanzzentren Südwestdeutschlands und der Schweiz. Historisch-dogmatische Untersuchung der Entwicklung des Wechsels bis zum Ende des 18. Jahrhunderts unter besonderer Würdigung der Verhältnisse in St. Gallen.* Stuttgart, Müller & Gräff, 1974. 451 S. – Namentlich der schweizerische Histo-



riker muss dem norddeutschen Verfasser für seine umsichtige, fleissige Ausschöpfung der reichen Archive der Vadiana und des Kaufmännischen Direktoriums in St. Gallen dankbar sein. Diese von Ferd. Elsener in Tübingen angeregte und geförderte Dissertation führt ein noch wenig behandeltes Stück Rechts- und Wirtschaftsleben lebendig vor Augen. Es handelt sich nicht um staatliche, sondern um korporative Rechtssetzung und Rechtsanwendung in einem Spezialgebiet sachlich beschränkt, dafür räumlich weit ausholend nach allen damaligen Handelszentren Europas. Durch die Bedeutung des umfangreichen und internationalen Wechselhandels und durch obrigkeitliche Billigung erlangte das korporative Statutarrecht schliesslich Gesetzeskraft. Paralleluntersuchungen in Archiven anderer Handelsstädte ermöglichten dem Verfasser, einzelne Rechtshandel über die Landesgrenzen hinaus zu verfolgen und vollständig darzulegen. In St. Gallen hatten die Marktvorsteher, das heisst angesehene Kaufleute, Wechselstreitigkeiten zu entscheiden. Angesichts ihrer Versippung kam es vor, dass ihnen einzelne Fälle ohne Namensnennungen vorgelegt wurden, damit sie unbefangen urteilen konnten. Solche prozessuale Finessen, die rechtssoziologisches Nachdenken auslösen, findet man in den Anmerkungen auf Schritt und Tritt.

Zürich

Hans Herold

ERWIN JOSSEN, *Die Kirche im Oberwallis am Vorabend des Franzoseneinfalls 1790–1798. Ein Beitrag zur Geschichte des Oberwallis*. Diss. Brig 1972. (Blätter aus der Walliser Geschichte. Bd. XV.) – Diese Dissertation der theologischen Fakultät der Universität Freiburg ist zur Hauptsache eine Biographie des Walliser Bischofs Josef-Anton Blatter (1745–1807). Das Leben dieses letzten Walliser Fürstbischofs kann aber nur aus dem ganzen Zusammenhang der politisch-kirchlichen und kulturellen Lage des Landes verstanden werden. Daher der erweiterte Titel der Arbeit.

Die Untersuchung greift bis in die Zeit des berühmten Kardinals M. Schiner zurück und in die Jahre der Reformation und Gegenreformation, die für die Bischöfe zugleich ein Ringen um ihre weltliche Macht bedeutete. Das Leben in Staat und Kirche des Landes bis 1790 wird in einem kurzen Überblick umrissen.

Jos.-Anton Blatter stammte ursprünglich aus Zermatt, wurde aber in Visp am 8. März 1745 geboren, als Grossneffe des Bischofs Joh.-Anton Blatter (1734–1752). Das Gymnasium durchlief Jos.-Anton in Brig und Sitten, die Philosophie in Lyon, die Theologie in Wien, wo im Konvikt S. Barbara seit 1627 für die Walliser zwei Freiplätze zur Verfügung standen.

Der gründlich gebildete Kleriker wurde schon mit 24 Jahren zum Domherrn von Sitten gewählt; 1790 trat er als Bischof an die Spitze der Diözese. Für die Bischofswahl war seit dem 13. Jahrhundert das Domkapitel zuständig. Bald machten aber auch die Gemeinden Wahlrechte geltend, seit dem 17. Jahrhundert auch der Landrat, so dass die Kompetenzen des Kapitels auf eine Viererliste von Kandidaten beschränkt blieben, was aber von Rom grundsätzlich nicht anerkannt war. So liess sich Blatter, wie schon seine Vorgänger, nach solcher Wahl nachträglich in aller Form vom Heiligen Stuhl bestätigen. Seine nun folgende Tätigkeit war vor allem gekennzeichnet durch persönliche Frömmigkeit, Bescheidenheit, Charakterfestigkeit.

Jossen unternimmt es nun, die Lage des Bistums unter Bischof Blatter bis in alle Einzelheiten zu untersuchen. Das gibt ihm Anlass, den Welt- und Ordensklerus des Oberwallis mit seinen Vorzügen und Schwächen vorzuführen, die äussern und inneren Zustände der Pfarreien unter dem Einfluss der Französischen Revolution klarzulegen. Diese neuen Ideen fanden bei den «Gommern» wenig Anklang und führten bekanntlich zu bewaffneten Unruhen, während das Unterwallis sich von der Hilfe der Franzosen seine Unabhängigkeit von den obern Zehnden erhoffte. Denn das untere Rhonetal war zur Zeit der Burgunderkriege vom Oberwallis im Kampf gegen Savoyen erobert und dann als Untertanenland behandelt worden (Kongress von Freiburg 1476). Dieser Hinweis fehlt bei Jossen, ist aber wichtig, weil er erst die andauernde Spannung der beiden Kantonsteile verständlich macht. Diesen politischen Aspekt hätte er bei den mehrfach von ihm zitierten A. Donnet in der *Vallesia* 19 (1964), *nicht B. 14*, ebenfalls bei D. Imesch finden können (Kämpfe S. 2ff.), diesen auch zitiert!

So war trotz Revolution im Goms das kirchliche Leben noch rege. In den Pfarreien gab es mehrere Bruderschaften; Wallfahrten und Ablasswesen standen in Blüte. Vom frommen Sinn des Volkes zeugten nicht nur prächtige Kirchen und Kapellen, sondern auch viele weltliche Bauten mit ihren Hausprüchen, auch Lieder und Volksbräuche im Anschluss an das Kirchenjahr. Dass dabei auch Aberglaube sich gelegentlich beimischte, war bei einem so naturverbundenen Volk nicht überraschend. Doch wurden ausgesprochen abergläubische Bräuche vom Bischof und seinem Klerus stets gerügt.

Aus dem Ganzen ergibt sich, dass das Wallis dieser Jahre noch von echt kirchlichem Geist erfüllt war, der im Grunde auch die tiefste Triebfeder seiner antifranzösischen Haltung bildete, die indes nicht weniger vom Drang nach Freiheit und Selbständigkeit gegenüber den neuen Ideen vom Westen getragen war. Erst der Sturz Napoleons gab, wie auch sonst in der Schweiz, dem Land und der Kirche die Freiheit zurück.

Jossen gründet seine Arbeit auf solide, auch private, Quellen und sucht auch die gängige Literatur beizuziehen. Doch ist er dabei nicht immer glücklich. Es sollten nicht Werke beigezogen werden, die hundert und mehr Jahre zurückliegen, wenn sie inzwischen durch neuere, bessere überholt sind. Was Dissertationen als Erstlingsarbeiten meist wertvoll macht, sind vorab die Literaturhinweise auf ein Spezialgebiet, das nicht jedem Leser ohne weiteres bekannt ist. Artikel aus Lexika anzuführen, scheint reichlich bequem. Dem Leser wäre gewiss besser gedient, wenn man die Werke beiziehen und zitieren würde, auf die sich das Lexikon stützt. Andererseits vermisst man hier da und dort Werke neuern Datums, die auch in der Literatur weiterführen könnten. Das Wallis ist ja nicht arm an historischer Literatur, wenn sie auch oft aus verschiedenen Periodika zusammengetragen werden muss.

Solche Bemerkungen mögen sich kleinlich ausnehmen, doch scheinen sie nicht ganz überflüssig, zumal wenn die Arbeiten als Ganzes einen vorteilhaften Eindruck erwecken.

Engelberg

Gall Heer

HANS RUDOLF SCHNEIDER, *Giovanni Antonio Marcacci (1769–1854). Ein Tessiner als schweizerischer Politiker und Diplomat zwischen Ancien Régime und Regeneration*. Diss. Basel. Locarno, Pedrazzini, 1975. VIII, 268 S. – Seit dem

16. Jahrhundert wurde das Fiskalamt der Landvogtei Locarno von der Familie Marcacci verwaltet. Tüchtigkeit, Besitz sowie gute Beziehungen zur Lombardei und zur Deutschschweiz brachten ihr grosses Ansehen, sogar den Adelsrang. Der junge Baron genoss in Mailand, Fulda, Freiburg i. B. und Pavia eine ausgezeichnete Ausbildung zum Doktor der Rechte und trat sein Amt 1793 an. Doch bald brach die alte Ordnung zusammen und es begann eine Zeit raschen Wandels. Dank seiner Schulung, seiner Begabung und seiner menschlichen Qualitäten bewährte er sich: Mitglied des helvetischen Grossen Rates, dann des gesetzgebenden Rates, des Redingschen Senates, Richter am Obersten Gerichtshof, tessinischer Grossrat und Tagsatzungsabgeordneter. Immer setzte er sich für die Rechte seiner Heimat gegenüber ihrem Nachbarn im Süden ein, und dies sollte 1804 für dreissig Jahre sein Lebenswerk werden, zuerst ein Jahrzehnt als Geschäftsträger der Eidgenossenschaft beim Königreich Italien am Hof des Vizekönigs Eugène de Beauharnais, dann im lombardo-venezianischen Königreich als mailändischer Generalkonsul (für die Diplomatie war Wien zuständig). Es gab dauernde Aufgaben: a) Die konsularische Tätigkeit (Pässe, Visa, Schutz von Schweizern) und die Berichterstattung (militärische und politische Lage, Gesundheit von Mensch und Vieh); b) die Handelspolitik: Import, Export, Transit (Schwierigkeiten wegen der Kontinentalsperre und den österreichischen Prohibitivmassnahmen); c) die besonderen Beziehungen des Tessins und Graubündens zur Lombardei: vor allem die Frage des Anschlusses des Tessins an die Lombardei, die Veltlinfrage und die – oft als Druckmittel eingesetzte – Versorgung des Tessins und Graubündens mit Getreide und Salz, dann selbstverständlich Flüchtlingsfragen, Deserteure, Schmuggel, Grenzfragen, Schul- und Kirchenpolitik. Es gab besondere Ereignisse: der Übergang von der Republik zum Königreich, die Krönung Napoleons, ein Gespräch mit Napoleon, das Hofleben (Eugène und Auguste), die Besetzung des Tessins durch italienische Truppen und die Leiden der Tessiner (1810–1813), die Kriegsereignisse (1813), zweimal Audienzen bei Kaiser Franz I. und Metternich, schliesslich die Revolutionen. Die bewegte Geschichte Italiens und des Tessins stellten Marcacci vor zahlreiche schwierige Aufgaben, die er mit diplomatischem Geschick zu lösen wusste, soweit sie überhaupt lösbar waren. Es ist das grosse Verdienst Schneiders, durch seine Forschungen in weitgehend unerschlossenem Material diesen edlen, kultivierten und pflichtbewussten Diener seiner Heimat – der tessinischen und der eidgenössischen – der Vergessenheit entrissen zu haben. Seine Darstellung liest sich gut und wird durch die vielen, sorgfältig ausgewählten Zitate aus den Quellen farbig und lebendig.

Zürich

Felix Lehner

GUIDO WÜEST, *Josef Burkard Leu (1808–1865). Propst im Hof und Professor der Theologie in Luzern. Ein «liberaler» Geistlicher*. Diss. Bern, Lang, 1974. 173 S. (Europäische Hochschulschriften. Reihe 3: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften. Bd. 30.) – In die politisch bewegten Jahrzehnte luzerner Geschichte im 19. Jahrhundert fällt das Leben dieses markanten Mannes, der seit 1851 Propst im Hof  $\frac{2}{3}$  Luzern war. Über ihn existieren zwar schon einige biographische Beiträge aus der Feder seiner Zeitgenossen.

Doch Wüest versucht in seiner Freiburger Dissertation aus zeitlicher Distanz und unter Beizug aller ihm zugänglicher Quellen, «Leu mit den Mitteln des Historikers in seiner Umwelt nochmals aufzusuchen und ihn auf seinem Lebensweg zu begleiten» (5).

Aus einer bäuerlichen Familie in Schongau stammend, konnte Leu die höhere Lehranstalt in Luzern besuchen, wo er Schüler des dortigen Philosophiedozenten P. Grégoire Girard war. Mit staatlichen Stipendien studierte er in Tübingen Theologie bei Drey, Möhler und Hirscher. Ein Jahr in Berlin zum Studium in Philosophie und Philologie machte ihn aber auch mit der protestantischen Theologie bekannt. 1833 berief ihn der liberal geprägte Erziehungsrat als Theologieprofessor nach Luzern. Dem Lehramt blieb er treu bis zu seinem Tode mit Ausnahme der Jahre, wo er seinen theologischen Lehrstuhl den Jesuiten abtreten musste (1845–1848). Im gleichen Jahre, als die Jesuiten nach Luzern kamen, wurde Leu Erziehungsrat: keine dankbare Aufgabe für ihn, der sich engagiert gegen die Berufung der Jesuiten nach Luzern ausgesprochen hatte. Deswegen und weil er von den liberalen Führern der dreissiger Jahre als Professor nach Luzern gerufen worden war, stand Leu im Rufe eines Jesuitengegners und liberalen Geistlichen. Mit einem Christoph oder Alois Fuchs ist er aber nicht zu vergleichen. War aber Leu wirklich ein Liberaler? Er selbst verstand sich als Mann der vernünftigen Mitte. In den schulpolitischen Auseinandersetzungen seiner Zeit versuchte er dem kirchlichen wie dem staatlichen Anspruch gerecht zu werden, hat sich aber hier keineswegs als Liberaler hervorgetan. Das zeigt jedenfalls auch seine aussichtsreiche Kandidatur bei der Basler Bischofswahl von 1862. Er selber sass seit 1857 im wahlberechtigten Domkapitel. Auch wenn Leus kirchliche Karriere auf Ämter beschränkt blieb, die er ganz oder teilweise aus staatlicher Hand empfangen hatte, «versah er sie ganz im Dienste der Kirche, in gutem Einvernehmen mit dem Staate zwar, aber nie auf Kosten der Kirche zu dessen Gunsten» (95). Leu ist zwar eine Denunzierung bei der römischen Indexkongregation nicht erspart geblieben. Seine Absicht war aber wohl nur das ehrliche Bemühen, modernes Denken seiner Zeit mit dem Christentum zu versöhnen. Leider konnte in dieser Arbeit der theologische Aspekt bei Leu nur gestreift werden. Eine gewisse Brisanz in dieser Hinsicht ist nun gerade die Tatsache, dass Leus Neffe der spätere erste christkatholische Bischof der Schweiz, Eduard Herzog, war, der in seiner Studentenzeit in Luzern bei seinem Onkel wohnte. Herzog selber meinte, wenn Leu länger gelebt und noch Basler Bischof geworden wäre, wäre es nicht zur Organisation der christkatholischen Kirche in der Schweiz gekommen (dazu 95). Wüest enthält sich solcher Spekulationen, für einen Historiker zu Recht. Der Anhang bringt einen Brief Möhlers an Leu zu kirchenpolitischen Fragen sowie ein Mitgliederverzeichnis der Concordia-Studentenverbindung, zumeist aus Leus Hand. Ein Personenregister beschliesst diese anregende Arbeit, die nicht ohne gewisse Aktualität ist.

*Altdorf*

*Lukas Schenker*

ROLF AEBERSOLD, *Die Militärpolitik des Kantons Solothurn in der Restaurationszeit 1814–1831*. Solothurn, Gassmann, 1974/75. (Jahrbuch für solothurnische Geschichte. Band 47/48.) 417 S. – Man ist ja allgemein geneigt,



den durch den Einmarsch der Alliierten im Januar 1814 restaurierten Stadtekantonen wenig Gutes zuzubilligen. Genaue Aktenforschung kann aber doch teilweise diesen Eindruck etwas modifizieren; abschliessende Urteile erfordern allerdings noch weitere Studien wie die hier vorliegenden. Aus der Sparte «Militärwesen» untersucht der Verfasser die Verhältnisse in Solothurn, dessen chronische Geldnot früherer Zeiten (Fehlen von Industrie und Exporthandel) keineswegs besser geworden war. Vorrangige Priorität hatte die Wiederherstellung des kantonalen Militärwesens auch als Anpassung an die Forderungen der wehrbewusster gewordenen Eidgenossenschaft. Fast ebenso wichtig war für die alte Stadtaristokratie die Wiederersthung des Solddienstes im Ausland als standesgemässe Erwerbsmöglichkeit.

Anhand eines geschickt zusammengetragenen Tabellenmaterials wird gezeigt, wie der gute Wille der Verantwortlichen am ungenügenden Finanzrückhalt einerseits, an einer gewissen Indolenz der Bevölkerung, aber auch an deren populistischen Insuffizienz zu scheitern drohte. Hervorzuheben ist die schon 1816 möglich gemachte Gratisabgabe der Uniformen an die Wehrpflichtigen durch den Kanton aufgrund einer jährlichen Steuer von Fr. 1.– pro Wehrpflichtigen als hochwillkommene und exklusiv-solothurnische Neuerung.

Zwar erreichte man auch fremdendienstliche Erfolge durch die genau bis zum Regimewechsel bestehenden Kompanien in Frankreich und im Königreich der Niederlande, verzichtete in dem letztern allerdings klugerweise sich auf die grossartigen, ja schwindelhaften Projekte des Generals Aufdermaur einzulassen, so dass dort wenigstens für die solothurnischen Hauptleute kein Ende mit Schrecken resultierte. Man erkannte auch bald die Aussichtslosigkeit des seinerzeit hochgetriebenen Engagements in Spanien mit dem eigenen Solothurnerregiment (Sury-Buch-Krutter-Schwaller-Schmid-Wimpfen, 1732–1831), dessen Rekrutierung seit 1814 einfach eingestellt wurde und für welches der auf das Ende der Periode einsetzende Solddienst in Neapel nur ungenügenden Ersatz bieten konnte.

Eine bemerkenswerte Fleissarbeit, welcher viele Paralleluntersuchungen für andere Kantone zu wünschen wären.

Bern

M.-F. Schäfroth

GEORG HANSELMANN, *Die Kirchenpolitik Gallus Jakob Baumgartners von St. Gallen in den Jahren 1830–1840, Badenerkonferenz, liberale Bistums- und Klosterpolitik*. Bern, Lang, 1975. Europäische Hochschulschriften. Reihe III: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften. Bd. 43.) – Gallus Jakob Baumgartner (1797–1869) schuf die liberale Verfassung des Kantons St. Gallen von 1831 und beherrschte dann den «Kanton Baumgartner» als «Selbstherrscher aller St. Galler». In der schweizerischen Politik machte er sich einen Namen als Mitarbeiter am Entwurf für eine eidgenössische Verfassung von 1832. Um 1840 bewirkte eine Krise den Rückzug aus der Politik, doch schon 1845 stand er an der Spitze der katholischen Partei und gründete den Schweizerischen Katholikenverein. Der Sonderbundskrieg führte zu einer zweiten Krise, sogar zum Exil in Wien. Allein 1853 kehrte er erneut in die sanktgallische Politik zurück. Als er 1860/61 für die Jesuiten Partei nahm, beendete eine dritte Krise sein öffentliches Wirken. Auf diesem Hinter-

grund muss die Bedeutung der Arbeit von Hanselmann gesehen werden. Sie zeigt die ungeheuren Schwierigkeiten religiöser, kirchlicher und politischer Natur, die es in diesem Jahrzehnt von Baumgartners Wirken für einen liberalen Katholiken zu überwinden gab. Seine Haltung bedeutete eine gefährliche Gratwanderung zwischen Radikalismus und Reaktion. Die Probleme sind bekannt: der Fall des reformerischen Geistlichen Alois Fuchs, der Streit um die Aufhebung des Doppelbistums Chur-St. Gallen, die Badenerkonferenz und ihre Folgen, die Aufhebung des Stiftes Pfäfers. Immer ging es um die gleiche zentrale Frage: die Bestimmung der Grenze zwischen liberaler Rechtsstaatlichkeit und einem der Zeit nicht mehr angemessenen kirchlichen Machtanspruch, insbesondere Roms. Baumgartner suchte in dieser Epoche die Lösung bei den traditionellen Staatskirchenrechten der konservativen Mächte, in einer josephinischen Reformpolitik und durch eine Kirchenreform aus der Tradition Wessenbergs. Hanselmann betritt Neuland, denn er ist der erste Historiker, dem das umfangreiche Material von Baumgartners Nachlass zur Verfügung steht. In zahlreichen Zitaten lässt er deshalb Baumgartner und seine Freunde selbst reden. Er leistet mit seiner Pionierarbeit einen wertvollen Beitrag zu einer wissenschaftlichen Biographie Baumgartners – und darüber hinaus zur sanktgaussischen Geschichte, zur katholischen Kirchengeschichte, zur schweizerischen Rechts- und Verfassungsgeschichte sowie zur Geschichte des Liberalismus.

Zürich

Felix Lehner

WILLI LOEPFLE, *Alfred Ilg und die äthiopische Eisenbahn*. Zürich, Atlantis, 1974, 228 S. (Beiträge zur Kolonial- und Überseegeschichte, Bd. 12.) – Ausgehend vom Lebensweg des schweizerischen Ingenieurs Alfred Ilg (1854–1916) und seinem Wirken in Äthiopien hat der Verfasser am Fall des Baus der Eisenbahnlinie Djibouti–Addis Abeba ein Kapitel europäischer wirtschaftlicher und politischer Einflussnahme in einer Wetterecke Afrikas an der Wende des 19. zum 20. Jahrhundert untersucht. Diese drei Stränge verfolgt Loepfles Darstellung:

- Der schweizerische Maschinenbauingenieur Alfred Ilg, zunächst als All-round-Techniker und Waffenreparateur in Äthiopien tätig, arbeitete sich zum einflussreichen technischen und politischen Berater Kaiser Menileks empor. Er repräsentierte den seinem Dienstherrn loyalen technischen Experten, der im Interesse der wirtschaftlichen und verkehrstechnischen Entwicklung des Landes Menilek von der Notwendigkeit und Realisierbarkeit einer Eisenbahnverbindung zwischen Addis Abeba und dem französischen Hafen Djibouti überzeugte.
- Finanzspekulationen und Intrigen der privatwirtschaftlichen europäischen Finanziers bestimmten die Entstehungsgeschichte der äthiopischen Eisenbahn von der ersten Eisenbahnkonzession von 1893/1894 bis zur endgültigen Fertigstellung der Verkehrsverbindung im Jahre 1917. Die 1896 gegründete «Compagnie Impériale des Chemins de Fer Ethiopiens» brach 1906–1909 zusammen; mit staatlicher Rückendeckung vollendete französisches Kapital dann den Bahnbau. Ilg, der 1916 in Zürich starb, trat in dieser von Verwicklungen und Rückschlägen gekennzeichneten Phase der Verwirklichung seines Planes immer stärker hinter

Finanzleuten und Politikern wie Chefneux, Lagarde und Harrington zurück.

- Nicht zuletzt lag Äthiopien um die Jahrhundertwende im Schnittpunkt italienischer, französischer und englischer kolonialer und imperialer Interessen – es sei an die italienische Niederlage bei Adua 1896 erinnert –, was die Verhandlungen um Bau und Finanzierung der Bahn der europäischen Interessenten und Konkurrenten untereinander und mit einem auf seine Unabhängigkeit bedachten Äthiopien unendlich komplizierte. Erst ein Interessenausgleich Englands, Frankreichs und Italiens zugunsten Frankreichs im Jahre 1906 sicherte die Fertigstellung des Projektes.

Mit seiner bei Rudolf von Albertini gefertigten Zürcher Dissertation hat Loepfe insofern einen wichtigen Abschnitt des europäischen Imperialismus in Afrika gründlich erhellt, gestützt auf eine sorgfältige Durchsicht der europäischen Archive. Stellenweise ist die Arbeit allerdings zu einem fast minutiösen Protokoll der Finanzverhandlungen in der «Compagnie Impériale» geraten, was die Lesbarkeit etwas beeinträchtigt.

Münster/Westf.

Ulrich Kröll

PETER GILG, *Jugendliches Drängen in der schweizerischen Politik. Struktur, Ziele und Aktionsformen von politischen Gruppen der jungen Generation*. Bern, Francke, 1974. 155 S. (Helvetia Politica. Ser. B. Vol. IX.) – Das Ziel der vorliegenden Studie besteht darin, alle schweizerischen Jugendgruppen unserer Gegenwart zu erfassen, die in oder ohne Anlehnung an bestehende Parteien versuchen, ihre politischen und gesellschaftlichen Forderungen zur Geltung zu bringen. Dabei wird auf die Schwierigkeit solchen Unternehmens hingewiesen, im besondern auf den Begriff «Jugend», und auf die Wandelbarkeit der Organisationen, weil die jeweils führenden Persönlichkeiten verhältnismässig früh wieder ausscheiden müssen. Es kann sich deshalb nur darum handeln, in einem bestimmten Zeitpunkt die «politischen Gruppen der jungen Generation» zu erfassen. Über eine eigene Geschichte verfügen sie kaum, und ihre Zukunft bleibt ungewiss. Die zehn dargestellten Jugendorganisationen werden deshalb nach fünf Gesichtspunkten untersucht: Organisation, Mitglieder, Standort und Ziele, Tätigkeit und Publikationen. Die Studie versucht zudem, Folgerungen aus dem Untersuchungsergebnis zu ziehen: gesellschaftliche Bedingungen führen zu gesellschaftlichen und allgemein geschichtliche Bedingungen zu geschichtlichen Auswirkungen, die allerdings problematisch bleiben müssen, weil doch im Grunde genommen die Durchschlagskraft namentlich der nicht an eine Partei gebundenen Jugendbewegungen noch nicht fassbar ist.

Die Arbeit verdient volle Anerkennung namentlich in Hinsicht auf die sorgfältige Erarbeitung der Grundlagen. Ein Hinweis auf ähnliche Erscheinungen nach dem Ersten Weltkrieg hätte die relative Bedeutung der heutigen Erscheinungen noch besser hervortreten lassen.

Winterthur

Werner Ganz

ERICH GRUNER, MARTIN DÄTWYLER und OSCAR ZOZZO, *Aufstellung und Auswahl der Kandidaten bei den Nationalratswahlen in der Schweiz am Beispiel der Wahlen von 1971*. Bern, Forschungszentrum für schweizerische

Politik. Univ. Bern, 1975. 502 S. – Wie sehr die politische Wissenschaft in ihren Methoden andere Wege als die traditionelle Geschichtsschreibung beschreitet, zeigt die vorliegende Studie. Sie stützt sich auf einen minuziösen Fragebogen und anvertraut dessen Auswertung in hohem Masse dem Computer. Während die zwei ersten Kapitel mehr theoretischen Erörterungen gewidmet sind, handelt es sich in der Hauptsache um die Beantwortung einiger Fragen, die sich im Zusammenhang mit den Reformvorschlägen zur Wahl des Nationalrates ergaben. Die Hauptkapitel befassen sich deshalb mit den institutionellen und politischen Voraussetzungen für die Kandidatenauswahl im allgemeinen, dann unter den besonderen Voraussetzungen von 1971 dann, die Kandidatenaufstellung, die Gestaltung der Listen und deren Einfluss auf die Resultate in den einzelnen Kantonen, um den Zusammenhang zwischen Wahllisten- und Rangplatz, um das soziale Profil der Kandidaten und der Gewählten. Es liegt durchaus im Sinne der neuen Methoden, dass die dargestellten Probleme durch Tabellen und zahlreiche graphische Darstellungen näher erläutert werden. Die uns heute im besondern interessierenden Probleme sind wohl folgende: die grosse Zahl der Kandidaten im Vergleich mit den Gewählten, der Einfluss des parlamentarischen Milizsystems auf die Zusammensetzung des Parlamentes und schliesslich das soziale Profil der Gewählten; Probleme, die eine gründliche und zugleich überzeugende Analyse erfahren. Die angewendete Methode zeigt eindrücklich, wie die politische Wissenschaft auf Probleme hinzuweisen vermag, die von der traditionellen Geschichtsschreibung übersehen oder vernachlässigt wurden; sie zeigt zugleich, dass sie wertvolle Bausteine liefern kann, aber in hohem Masse auf eine Gesamtschau verzichten muss.

Winterthur

Werner Ganz

*Blätter aus der Walliser Geschichte. Hg. vom Geschichtsforschenden Verein vom Oberwallis.* Bd. XVI, Jg. 4 (1973). – Der Geschichtsforschende Verein vom Oberwallis gibt jährlich einen Band der «Blätter aus der Walliser Geschichte» heraus. Der 1973 erschienene, XVI. Band steht nicht unter einem einheitlichen Oberbegriff, sondern enthält sieben Beiträge zu verschiedenen Themen aus der Geschichte des Landes.

«Graubünden und Wallis. Beziehungen in Jahrhunderten» heisst der erste von Herrn Prof. Dr. *Louis Carlen* verfasste Beitrag. Dieser Vortrag wurde von ihm am 5. Oktober 1973 in Chur anlässlich der Jahresversammlung der Walservereinigung Graubünden gehalten. In zehn kurzen Kapiteln streift Herr Prof. Carlen die Beziehungen zwischen diesen beiden alpinen Landschaften. Die Zusammengehörigkeit des Wallis mit Graubünden in der Provinz Raetia des römischen Reiches bildet den Ausgang der Betrachtung; dann sind Beziehungen erst wieder ums Jahr 1200 fassbar. Das folgende Kapitel bildet eine kurze Zusammenfassung des Walserproblems. In den beiden letzten Kapiteln werden eheliche Beziehungen zwischen adeligen Bündner- und Wallisergeschlechtern und der gegenseitige Austausch von Künstlern und Kunsthandwerkern besprochen.

Der zweite Beitrag: «Die Landsgemeinde von Goms» stammt vom gleichen Autor. Dass sich Herr Prof. Carlen in jeder Hinsicht bestens auskennt, wird jeder, der seine Habilitationsschrift «Gericht und Gemeinde im Goms» (Freiburg 1967) kennt, bestätigen.



Der dritte Beitrag von Prof. *F. Merke* in Basel befasst sich mit der Frage: «Woher hat das Wallis in früheren Jahrhunderten sein Salz bezogen?» Der Untertitel: «Stand es in einer kausalen Beziehung zur früheren schweren Kropfendemie?» weist auf den Anlass dieser Betrachtung hin. Aufschlussreich ist vor allem der begründete Zusammenhang zwischen der Jodverarmung im Wallis und dem Abschmelzen des eiszeitlichen Rhonegletschers. Dann folgt eine kommentierte Aufzählung der Orte, von denen das Wallis sein Salz bezogen hat. Herr Prof. Merke weist nach, dass es sich grösstenteils um jodarmes Salz gehandelt hat, was zusammen mit der durch die Auslaugung des Bodens durch die Schmelzwasser des Gletschers bedingten Jodverarmung zur bereits angesprochenen Kropfendemie führte.

Die beiden nächsten Beiträge stammen von Herrn Dr. *A. Kocher*. Der erste bespricht die Beziehungen zwischen «Wallis und Bern im 15. Jahrhundert»; der zweite behandelt Fragen «Um den Kirchenpatron von Frutigen», den heiligen Guérin, Bischof von Sitten (1138–1150). In den sechs Kapiteln des ersten Beitrages behandelt Herr Dr. Kocher die verschiedensten Aspekte in den Beziehungen der beiden Länder, zum Beispiel politische und völkische Übereinstimmungen, die politische Entwicklung und andere mehr; insgesamt sehr aufschlussreiche Beiträge, auf die im einzelnen einzutreten zu weit führen würde. Meine Bedenken anmelden möchte ich jedoch, wenn Herr Dr. Kocher schreibt: «Damit soll der Schluss gezogen werden, dass der Ausdruck Zenden für die Walliser Gemeindewesen auf die ursprünglichen Zehntbezirke zurückgeht» (S. 36). So klar wir für den Autor die Herkunft des Begriffes scheint, dürfte sie in Wirklichkeit nicht sein. Bei Prof. Louis Carlen findet man folgendes Zitat: «... Zusammenfassend ist festzustellen, dass die Beantwortung der Frage nach dem Ursprung der Walliser Zenden kontrovers ist und nicht mit Sicherheit beantwortet werden kann» (S. 15).

«Beiträge zur Geschichte des Lötschentals» von Herrn *H. A. von Roten* ist der nächste Artikel benannt. Es ist Absicht des Verfassers, «zur Personengeschichte von Lötschen etliche Notizen beizusteuern», dies als Beigabe zu einem illustrierten Band «Lötschental – Ein Führer für Touristen» von Herrn Prior Dr. Johann Siegen. Wer sich für die Geschichte des Tales interessiert, findet viele, interessante Details für die Zeit nach 1384, dem Jahr der Erhebung der Oberwalliser gegen Bischof Eduard von Savoyen.

Der letzte Beitrag von Herrn *Beat Schmid* «Die Hauszeichen und Wassertässeln von Ausserberg» behandelt den Zweck und die Verwendung von Hauszeichen und Wassertässeln. Als besonders interessant erachte ich Herrn Schmid's Bemerkungen über die Organisation und Zuteilung des Wassertässels an die einzelnen Geteilen anhand dieser einfachen, aber ausserordentlich praktischen Einrichtung der Tässeln.

*Kilchberg*

*Robert Walpen*

*Groupe Valaisan de Sciences Humaines. Société et culture du Valais contemporain.* Martigny, 1974. In-8°, 187 p. – L'histoire des cantons suisses, spécialement au XIX<sup>e</sup> siècle, est trop mal connue, ou de manière trop événementielle pour qu'on ne salue pas cet ouvrage. Les auteurs s'y consacrent à quelques aspects politico-culturels de l'évolution qui sort le Valais de son traditionalisme et le mène au monde moderne.

Dans cet esprit, la naissance de l'information politique retient tout naturellement G. Arlettaz qui analyse les thèmes traités par la presse romande dès les années 1820. En retenant les numéros de quelques années, en comparant les surfaces consacrées aux sujets choisis, en mesurant le mieux possible la clientèle de certains journaux, il constate un éveil des esprits aux problèmes politiques. Avec des moyens modestes, les média déclenchent un mouvement irréversible. Fallait-il pour cela dépasser le cadre valaisan, au risque de simplifications? En limitant ses ambitions, Arlettaz aurait présenté un tableau plus équilibré et la technique quantitative féconde qu'il a utilisée se serait mieux mariée avec les appréciations d'ordre qualitatif.

L'évolution des prix agricoles, dans la ligne de Labrousse, est aussi une recherche de base, à laquelle s'attache H. Papilloud, en étudiant les mercuriales de Sion de 1803 à 1885. Quatre céréales retiennent principalement une analyse menée avec rigueur et qui permet de déceler un mouvement de baisse jusqu'en 1850 et une stagnation ensuite, les accidents temporaires perdant en outre de leur ampleur. Les fluctuations saisonnières sont les plus marquées pour les céréales populaires, sur lesquelles on se rabat évidemment en cas de hausse des prix: la famine ne se déchaîne plus, mais les consommations se déplacent. Des remarques intéressantes sur les effets sociaux des crises, telle que la nuptialité différée, complètent une excellente étude qui manquait jusqu'ici, avec cette ampleur, pour nos contrées.

La sociologie électorale trouve aussi sa place, G. Joris se penchant sur l'évolution politique de l'Entremont à la fin du XIX<sup>e</sup> siècle. Il décèle au cours de diverses votations et élections dès 1839 quatre vagues successivement libérale, radicale, conservatrice dès 1857, les radicaux revenant à la surface dès 1877. La description et l'analyse sont bien menées mais le lecteur reste sur sa faim, les hypothèses explicatives faisant défaut.

Après une comparaison de F. Noirjean entre les communes bourgeoises et municipales valaisannes et jurassiennes, on arrive au XX<sup>e</sup> siècle avec une étude de P.-M. Rey sur l'émigration valaisanne à Genève, dont on sait combien elle a été considérable, régulière aussi, puisque les crises économiques ne l'accélérent pas. C'est plutôt les périodes prospères qui renforcent un courant formé surtout de travailleurs du secondaire et du tertiaire. Genève apparaît ainsi comme le pôle d'attraction d'un canton qui en manque chez lui. Pour l'auteur, ces migrations sans esprit de retour témoignent d'une volonté de rupture avec une société trop figée et étouffante.

*Lausanne*

*André Lasserre*

## ALLGEMEINE GESCHICHTE HISTOIRE GÉNÉRALE

*Festschrift Nikolaus Grass zum 60. Geburtstag dargebracht von Fachgenossen, Freunden und Schülern.* Hg. von LOUIS CARLEN und FRITZ STEINEGGER. 2 Bde. Innsbruck, Wagner, 1975. XVI, 813 und 648 S. — Seit Jahrzehnten hat die Fachwelt keine so reiche Festschrift mehr erhalten. Die Fachgenossen Louis Carlen und Fritz Steinegger, namentlich aber der geehrte selbst haben keine

Mühe gescheut, von Kollegen wertvolle Beiträge, aber auch aus vielen Quellen die Mittel zu sammeln, für die zu der heutzutage so mühsamen Drucklegung.

Da der Geehrte zeitlebens auch die Schweiz in seinen weiten Arbeitsbereich einbezog, seien als Beiträge, die hiesige Leser besonders interessieren, aufgeführt: K. S. Bader: Wessenberg, K. H. Burmeister: Vogelmahl, Duft: Briefwechsel Roschmann-Kolb, Herold: Alprechtliches, Carlen: Stab, Meuthen: Pius II. und Besetzung des Thurgaus, Elsener: Censura ecclesiastica, W. H. Ruoff: Greifensee, Rob. Wildhaber: Apokryphe Legenden.

Entsprechend den Arbeitsgebieten des Geehrten enthält der erste Band Aufsätze zur Rechts- und Kirchengeschichte, der zweite solche zum Alprecht, Volkstum sowie zu Kultur-, Kunst- und Wissenschaftsgeschichte und sogar zur Sippen- und Familiengeschichte des Jubilars. Er selbst hat an der Festschrift eifrig mitgewirkt, die Drucklegung gefördert und überwacht. Seine Assistentinnen haben die bibliographischen Hinweise, das Namens- und Sachregister erstellt, so dass die beiden Bände eine reiche und erschlossene Fundgrube darstellen.

Zürich

Hans Herold

*Festschrift Hermann Wiesflecker zum 60. Geburtstag.* Hg. von ALEXANDER NOVOTNY und OTHMAR PICKL. Graz, Historisches Institut der Universität, 1973. 283 S. – Der vorliegende Sammelband, dem Grazer Historiker Hermann Wiesflecker zur Vollendung seines 60. Lebensjahres und zu seinem 25. Berufsjubiläum an der Universität Graz gewidmet, wird durch ein Verzeichnis der wissenschaftlichen Arbeiten des Geehrten (Stand vom 1. Juni 1973) und durch eine Übersicht über sein Leben und Wirken von Alexander Novotny eingeleitet. Darauf folgen vier mediävistische Beiträge, von denen etwa der von Heinrich Appelt über Kontaktnahmen zwischen Heinrich dem Löwen und Friedrich Barbarossa vor dessen Königswahl und die auch kulturhistorisch sehr aufschlussreichen Ausführungen von Friedrich Hausmann über Legende und Wirklichkeit von Sitzbestattungen in deutschen Landen genannt seien. Anschliessend finden sich sieben Abhandlungen aus dem speziellen Forschungsbereich des Jubilars, der Arbeit an den Regesta Imperii für die Zeit Kaiser Maximilians I. An diesen Block schliessen sich eine ganze Reihe von Beiträgen aus dem Gebiete der österreichischen Geschichte in der Neuzeit, von denen der von Hans Kramer über Literatur über den Heimatort Wiesfleckers, Lienz, eine besonders nette Aufmerksamkeit gegenüber dem Geehrten ist. Alles in allem eine gelungene Festschrift, die dem Aussenstehenden ein Bild Wiesfleckers vermittelt, diesen selbst durch Arbeiten aus den Forschungsbereichen seines Lebens ehrt.

Wien

Ferdinand Opll

EMMANUEL LE ROY LADURIE, *Le Territoire de l'historien*. Paris, Gallimard, 1973. In-8°, 544 p. (Coll. «Bibliothèque des Histoires»). – Mangeur d'histoire(s), Emmanuel Le Roy Ladurie a la réputation de l'être. Une réputation bien méritée, qu'illustre éloquentement *Le Territoire de l'historien*, recueil savant d'articles, essais, communications, qui, rédigés à l'occasion d'enquêtes ou de circonstances diverses, témoignent d'une recherche suivie

avec une certaine logique mais aussi avec une certaine spontanéité. Rarement titre a pareillement résumé ou condensé un livre. Le territoire évoqué, c'est sans doute celui des intérêts premiers de l'auteur, la terre et ceux qui la travaillent, l'économie, la société, la civilisation rurale. Mais c'est aussi et surtout le territoire au sens zoologique du terme, celui qu'emprunte le renard, l'ensemble des directions essayées. Parti de l'histoire rurale, Le Roy Ladurie a passé à l'histoire du climat. L'histoire des dates de vendanges l'a introduit à celle des arbres, à celle des glaciers. En même temps, il s'est intéressé à l'ethnographie, à l'anthropologie. Sa trajectoire a débouché sur la totalité. Seulement la lecture s'est faite dans un souci toujours très *arithmétique*. Avant que de se reconstituer en une belle langue pure, l'histoire selon Le Roy Ladurie se développe en de longues séries chiffrées ou en graphiques sinueux. Appliquée aux archives militaires ou aux minutiers, la méthode quantitative entraîne dans son sillage la constitution d'une véritable anthropologie historique ou d'une économie des loyers. Mais aussi convaincu que l'auteur des *Paysans du Languedoc* soit des mérites de l'ordonnateur, il n'oublie jamais, une fois son travail de dépouillement réalisé, de méditer sur les données accumulées et de les réfléchir sur le mode classique. Ainsi *Le Territoire de l'historien* ne se borne-t-il pas au décryptage (fastidieux?) d'archives et de comptes mais il s'étend à tout le passé historique, englobant dans son immensité la somme des curiosités intellectuelles et méthodologiques du mangeur d'histoire(s). Aux espaces explorés et inventoriés s'ajoutent les méthodes écoutées et suivies. Le Roy Ladurie ne prête pas attention qu'aux charmes de la quantification. Il sait aussi scruter les tours et détours de l'histoire psychanalytique ou encore interroger les *structures* des légendes. Mais à côté (ou au-delà?), le brasseur de chiffres et le consommateur de méthodes rend culte à l'écriture. Le style véhicule les faits. Et l'historien rencontre le lecteur.

Lausanne

Pierre du Bois

KURT RAAFLAUB, *Dignitatis contentio. Studien zur Motivation und politischen Taktik im Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompeius*. München, Beck, 1974. XVI, 358 S. (Vestigia. Beiträge zur alten Geschichte. Bd. 20.) – Die Arbeit, eine umgearbeitete Basler Dissertation, behandelt unter umsichtiger Auswertung der antiken Quellen und der modernen Literatur einen Problemkomplex, der für die Beurteilung der schwer fassbaren und gerade in den letzten Jahrzehnten wieder stark umstrittenen Gestalt des Politikers Cäsar von grosser Bedeutung ist: Durch eine detaillierte Untersuchung der Geschehnisse zwischen Ende 52 und der Schlacht bei Pharsalos (48) soll Klarheit über die Motive und Ziele Cäsars und seiner Gegner geschaffen werden.

Die Ergebnisse sind im wesentlichen folgende: Die Optimaten erstrebten die Wiederherstellung und Sicherung ihrer Herrschaft und die politische Vernichtung Cäsars, den sie geradezu fanatisch hassten. Die Falken unter den Optimaten nahmen dabei bewusst auch das Risiko eines Bürgerkrieges in Kauf. Es gelang ihnen, den schwankenden Pompeius, dem vor allem an einer Erhaltung seiner persönlichen Machtstellung (*dignitas*) gelegen war, und die gemässigte, friedliebende Senatsmehrheit immer mehr



für ihre Ziele einzuspannen. Cäsar seinerseits wünschte seine mühsam genug erworbene dignitas über den Ablauf seines gallischen Kommandos hinaus zu sichern; dabei war er bis zuletzt zu sehr weitgehenden Konzessionen bereit; keinesfalls aber wollte er die Vernichtung seiner politischen Existenz hinnehmen. Eine Alleinherrschaft erstrebte er damals aber jedenfalls nicht. Die Hauptschuld am Krieg trugen die optimatistischen Ultras mit ihrer kompromisslosen Intransigenz; Cäsars Rubikonübergang war zwar ein illegaler Akt; Cäsar entschloss sich dazu aber erst nach Ausschöpfung aller gesetzlichen Möglichkeiten, als er die Überzeugung gewonnen hatte, dass er andernfalls seine dignitas unweigerlich verlieren würde. Sein Verhalten blieb auch im Verlauf des Krieges mindestens bis nach Pharsalos sehr flexibel. Er betrachtete den Krieg primär als private Auseinandersetzung mit seinen inimici. Seine berühmte clementia gegen gefangene Mitbürger war daher kein propagandistischer Trick, sondern eine natürliche Folge dieser Auffassung. Seine Gegner hingegen legten auch im Krieg eine unerbittliche Härte an den Tag und vereitelten alle Versuche Cäsars zur Beilegung des Konflikts.

Den roten Faden der Arbeit bildet die starke Betonung der persönlichen Beweggründe der beteiligten Personen, besonders auch Cäsars. Die Arbeit liefert daher auch einen Beitrag zur Lösung der zentralen Frage, ob Cäsar über die systemimmanente Denkweise seiner Standesgenossen hinausragte und als souveräner Geschichtstäter zu werten ist oder nicht. Nach Raaflaub ist die Frage eher mit einem Nein zu beantworten: Cäsar war von der Riesenaufgabe der Reichserneuerung ebenso überfordert wie all seine Zeitgenossen.

Zürich

Bruno Denzler

PETER F. BARTON, *Die Frühzeit des Christentums in Österreich und Südostmitteleuropa bis 788*. Wien, Köln, Graz, Böhlau, 1975. 287 S. und VIII I (Studien und Texte zur Kirchengeschichte und Geschichte, I. Reihe, Bd. I: 1800 Jahre Christentum in Österreich und Südostmitteleuropa. Eine Einführung in seine Geschichte Teil 1). – Kirchengeschichten Österreichs, unter ihnen auch das bisher massgebende Werk von Ernst Tomek (Bd. I–1935), waren bisher überwiegend die Domäne katholischer Forschung. Mit der angezeigten Arbeit von P. F. Barton meldet sich nun auch die protestantische Forschung mit dem ersten Band einer neuen Übersicht zu Wort, einem Band, der die Anfänge des Christentums in Österreich nachzeichnen möchte.

Chronologisch werden dabei zwei Epochen unterschieden: Die römisch-christliche Zeit, die weitgehend in «den Stürmen der Völkerwanderungszeit» ihr Ende fand, und der «Neubau des Kirchentums» durch die Mission bei Alemannen und Bayern. Als Zäsur («Ende des selbständigen bayrischen Kirchentums» – S. 245ff.) gilt dem Verfasser der Sturz Tassilos III., der hier in betont bayrisch-eigenständigem Sinn interpretiert wird – ob mit Recht, bleibt freilich zu fragen übrig.

Schwieriger als die chronologische war die räumliche Begrenzung der Darstellung – und der Verfasser hatte hier zusätzlich noch mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen, da Österreich im Mittelalter kirchengeschichtlich keine Einheit bildete – nicht einmal in so begrenztem Sinn, wie andere an-

grenzende Gebiete. Der Verfasser lockerte daher schon im Titel seines Buches den viel jüngeren politischen Begriff «Österreich» durch einen geographischen – «Südostmitteleuropa» – auf, den er (wohl bewusst) recht vage gehalten hat und territorial nicht genau umreißt. Als Hauptcharakteristikum erscheint Barton für diesen Raum «der Charakter der Grenze und – des Übergangs» (S. 9). Dies ist einleuchtend, wenn der geographische Rahmen weit genug gespannt ist, dürfte bei einer Erweiterung des Untersuchungsgebietes jedoch öfter zutreffen. Wie bei einer Übersicht begreiflich ist, war Barton bemüht, eine allgemeine Darstellung mit weiterführenden Hinweisen zu kombinieren, wobei für die römische Zeit auch recht ausgiebig die einschlägige archäologische Forschung hinzugezogen wurde. Vollständigkeit ist bei so einem Unternehmen nie zu erreichen, dafür wird Übersichtlichkeit und Evidenz der Fakten angestrebt. Bei dem angeführten Werk macht sich in dieser Hinsicht jedoch eine recht unübersichtliche Art des Zitierens von Arbeiten, die nicht in das «Abkürzungsverzeichnis» aufgenommen wurden, störend bemerkbar und mindert zuweilen die Verwendbarkeit der ansonsten reichhaltigen Literaturhinweise. Eigenartig wirken auch manche Formulierungen (zum Beispiel S. 26, 42, 44, 51, 98, 119f., 138), die an traditionelle Kirchengeschichten mahnen und das Übermass an (oft völlig unbegründeten) Ausrufungszeichen. Im Ganzen ist jedoch der vorliegende Band als einführende Übersicht gut benutzbar.

Basel

František Graus

HERMANN HOLZBAUER, *Mittelalterliche Heiligenverehrung. – Heilige Walpurgis* –. Kevelaer, Butzon & Bercker, 1972. XV, 544 S., Abb. (Eichstätter Studien. Neue Folge. Bd. 5.) – Diese weitschichtige, vorzüglich ausgestattete Einzeluntersuchung über eine deutsche Heilige des Mittelalters ist eine überarbeitete Dissertation der Universität Erlangen-Nürnberg. Als Ziel bezeichnet der Verfasser den Versuch, «verschiedene Teilaspekte der Walpurgisverehrung in den Blick der Patrozinienwissenschaft und ihrer Zweige, der Patrozinienkunde und Kultgeographie zu stellen». Er hat sich für seine Forschungen eine deutsche Frauengestalt gewählt, die Äbtissin von Heidenheim, die für einen solchen Versuch günstige Voraussetzungen versprach, für die aber doch manche Lücken in der Forschung bestehen. So musste sich der Verfasser auf die Patrozinien und die Reliquienstätten beschränken. Von der Liturgie her sind die Vorarbeiten noch wenig ergiebig, zumal die bisher erschlossenen Quellen in ihrem Wert ganz ungleichartig vorliegen. So war ein allseitig befriedigendes Bild über die Verehrung nur dieser einen Heiligen nicht zu erwarten. Sind doch, wie auch andere Forscher feststellen müssen, selbst die schon vorhandenen Urkunden für die Kultgeschichte ganz ungenügend ausgewertet. Zudem war die Arbeit 1968 abgeschlossen und konnte spätere Ergebnisse nicht mehr berücksichtigen.

Bevor der Autor auf Walpurgis zu sprechen kommt, entwirft er ein allgemeines Bild von Heilig – Heiligkeit – Heiligenverehrung und versucht eine saubere Klärung der nicht überall selbstverständlichen Begriffe. Er stellt sie überdies in den Zusammenhang mit der Dogmen- und der allgemeinen Kirchengeschichte. Vor allem geht er dem vielschichtigen Begriff des Patroziniums nach, seiner Entstehung, Umfang, Arten der P., um ein mög-

lichst differenziertes Bild seiner Entwicklung geben zu können. Mit ähnlicher Gründlichkeit erforscht er Leben und Fortleben der heiligen Walpurgis, hier besonders das «Raumbild» ihrer Verehrung, das sich auf über 400 Seiten erstreckt.

Die Heilige selber, die hier im Mittelpunkt steht, tritt allerdings persönlich stark in den Hintergrund. Von den wenigen zuverlässigen Quellen über W. her ergibt sich nur, dass sie als Schwester der beiden Benediktiner-äbte Willibald und Wunibald etwa 710 im südlichen England in eine kinderreiche Familie hineingeboren wurde, und dass der heilige Bonifatius und seine Geschwister zu ihren engen Bekannten gehörten.

Der umfangreiche Band ist durch eine Reihe einlässlicher Register gut erschlossen. Hier zeigt sich, dass auch die Schweiz an der Verehrung der Heidenheimer Äbtissin beteiligt war, zumeist in Klöstern und Stiften, aber auch in kleinern Landkirchen, in denen sich Patrozinien, Reliquien, Altäre usw. der Heiligen nachweisen lassen. So wurde der schöne Band zu einer wahren Fundgrube bisher wenig bekannten Wissens über weite zeitliche und geographische Räume der Kirchengeschichte und ihrer Zweige, die nicht zuletzt methodisch wegweisend sein kann.

Engelberg

Gall Heer

FELIX THÜRLEMANN, *Der historische Diskurs bei Gregor von Tours. Topoi und Wirklichkeit*. Bern, Lang, 1974. 132 S. (Geist und Werk der Zeiten. Bd. 39.) – Th. stellt sich die Frage, welches «die für den historischen Diskurs spezifischen Organisationsformen des vorgegebenen sprachlichen Materials» sind, und behandelt dann die Wahrhaftigkeit des Diskurses, sein Doppelgesicht (erzählen, bedeuten), die Bedeutung der Fremd- und Eigenrede. Die Glaubwürdigkeit beruht einerseits auf dem Wort, wobei Gregor in den hagiographischen Schriften auf mündliche Zeugnisse verweist, in den profanen nur auf schriftliche. Die Anführung von Zeugen bewirkt einerseits Distanzierung, andererseits aber verbindet sie Text und Tat. Unter «Beglaubigung durch die Form» werden Paraphrase, Positivismus, Naivität und der aufrichtige Bescheidenheitstopos besprochen. Dieser letzte Abschnitt vor allem vermittelt neue Erkenntnisse über die frühmittelalterliche Geschichtsschreibung und diejenige Gregors im besonderen. Die typologische Denkform ist auch bei Gregor ausgeprägt, besonders in bezug seiner Zeit auf das alte Testament. Die klassische Historiographie hingegen hat bei ihm keine Spuren hinterlassen, wodurch seine Angaben über den Bildungsgang (nur Studium kirchlicher Schriften) bestätigt werden. Die hagiographischen Texte sind weitgehend formelhaft. Die Reden sind hier nach immer wiederkehrenden Formprinzipien aufgebaut, daher als «figurierte Reden» bezeichnet. Sie sind bei Gregor ausnahmslos mit einer starken Gemütsbewegung des Sprechenden verbunden, besitzen also ihr bestimmtes Ethos. – Das letzte Wort über Gregor ist sicher noch nicht gesprochen, aber Th. kommt das Verdienst zu, neue Gesichtspunkte in die Diskussion geworfen zu haben.

Trogen

Otto P. Clavadetscher

ANDRÉ MIQUEL, *La géographie humaine du monde musulman jusqu'au milieu du XI<sup>e</sup> siècle, Géographie arabe et représentation du monde: la terre et l'étranger*, tome II. Paris, La Haye, Mouton, 1975, in-8°, 705 p., ill. (Ecole

Pratique des Hautes Etudes, VI<sup>e</sup> section, «Civilisations et Sociétés», 37). – Par cet ouvrage considérable, André Miquel tient parole et donne la suite promise à son premier volume. Prolongement espéré, qu'il était néanmoins difficile d'imaginer tant apparaissait «finie» sa première *Géographie humaine du monde musulman*.

Il ne s'agit pas d'une suite chronologique: l'étude s'arrête encore au milieu du XI<sup>e</sup> siècle. L'objet est différent – la terre, sa représentation, et *l'image de l'étranger* dans la géographie arabe; objet à vrai dire passionnant, indissociable du point de vue d'*anthropologue* qui se dégage progressivement de cette lecture. On retrouve la richesse de l'information, la subtilité avec laquelle l'auteur individualise les géographes (et, ici, les régions), la synthèse enfin qui fait apparaître une vision du monde «moyenne», celle de l'anthropologue, qui la sculpte au fil des pages, à travers un nombre considérable de textes; ni les plus scientifiques, ni les plus populaires (rares), ne sont vraiment occultés par la démarche, pour qui s'attarde à déchiffrer le très riche appareil critique où prolifèrent des index établis par Marthe Briata.

Notre goût pour l'enquête ethnographique s'en trouve satisfait sans risque d'exotisme facile car, si le merveilleux colore cette vision du monde (même au plus près du monde musulman, à savoir Byzance ou Rome), le paysage défile avec un raffinement de précision, précision de l'auteur en sympathie avec la géographie arabe qui n'est jamais gratuite. Cette étonnante luxuriance en détails précis, concrets, du plus technique au spirituel, rend licite la soumission de l'esprit à l'étrange et le prolongement de l'information par la légende: en étant *rationnelle* et étroitement liée aux sources, l'œuvre d'André Miquel accède à la poésie.

Des grands espaces ouralo-altaïques à l'Afrique sub-saharienne, sur les traces des marchands ou des ambassadeurs, l'auteur évoque les paysages naturels, la flore, les bestiaires sauvages et domestiques, les habitants enfin, sujet de connaissance, avec leur propre conscience du monde. Le gros de l'œuvre, les chapitres centraux qui nous donnent ce précieux «miroir du monde» arabo-islamique où domine l'étranger, sont encadrés d'une représentation de la terre dans l'univers (selon une Tradition qui retient Ptolémée comme modèle majeur, mais revu et corrigé par les savants du siècle d'al-Ma'mûn, Galien également, à propos de négritude, p. 141), et pour clore le livre ... une représentation de la mamlaka, du monde musulman lui-même, qui est le prélude à un nouveau développement. Attendu. La preuve est faite, me semble-t-il, avec ce très remarquable livre, que l'historien, quand il porte sur le passé le regard de l'anthropologue, et si l'unité est réalisée avec bonheur, peut ériger l'instrument de travail et le moyen de connaissance en œuvre de culture.

Genève

Lucie Bolens

FRANÇOIS SIGAUT, *L'agriculture et le feu. Rôle et place du feu dans les techniques de préparation du champ de l'ancienne agriculture européenne*. Paris-La Haye, Mouton, 1975. In-8°, 320 p., ill. (Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales, cahiers des «Etudes Rurales», n° 1). – Le projet annoncé par l'auteur dans son avant-propos est modeste (qu'est-ce qu'un net-



toient par le feu?), le résultat extrêmement important. En effet, le livre de François Sigaut situe, par les nombreux prolongements donnés au thème initial, le point de départ indispensable de toute histoire agraire, à savoir *le geste* réellement effectué, *le mot* qui lui est exactement adapté, et, entre les deux, *l'outil*, figuré.

Sensible à la complexité des techniques agricoles, à la longue évolution dont les gestes paysans les plus simples sont le résultat, l'auteur donne à sa recherche la double qualité de la dimension historique et de la précision agronomique.

De texte en texte, chaque terme est cerné, selon la tradition du grand André Haudricourt; on apprend ainsi que l'écobuage ne désignait pas, au XVIII<sup>e</sup> siècle, le brûlis mais le fait d'écroûter la terre; la méthode, qui consiste à clarifier les définitions par un recensement de toutes les techniques ayant pu être confondues avec l'écobuage s'avère, grâce à son caractère systématique, pleinement convaincante.

Dans un deuxième temps, l'ouvrage présente, à la lumière de nos connaissances actuelles, les effets produits par le feu sur le sol: outre le nettoisement radical (premier pesticide de l'histoire), il opère une mobilisation accélérée des éléments fertilisants et, sur ce point, F. Sigaut prend position contre la théorie actuellement encore défendue de l'épuisement des sols par le feu.

En bref et pour conclure, un livre clair, utile, bien fait, montrant tout le profit que l'historien peut tirer d'une connaissance des techniques, si l'on pense à l'importance des paysans parmi les grands silences de l'aventure humaine, et à la place royale que tient toujours l'outil dans les communautés rurales.

Genève

Lucie Bolens

JEAN-FRANÇOIS NOËL, *Histoire du peuple allemand des origines à la paix de Westphalie*. Paris, P.U.F., 1975. In-12, 336 p., cartes, tableaux, bibl. (Coll. «Le Fil du Temps», 18). – Comme son titre l'indique, le but de cet ouvrage n'est pas de retracer l'histoire d'une certaine Allemagne, mais plutôt de suivre pas à pas l'évolution de la «nation allemande» vers ce qui deviendra, après bien des mutations, le Saint-Empire. Dans le domaine géographique et ethnique, l'auteur analyse d'une manière très stimulante pour la réflexion les phases d'expansion et de repli successives du peuplement allemand, ainsi que les problèmes d'intégration et de sécession qui se posèrent non seulement entre, par exemple, Allemands et Slaves, mais aussi entre Allemands d'ethnies différentes. Dans le domaine politique, il décrit avec peut-être moins de bonheur (son survol m'a paru trop succinct) la structure complexe du territoire allemand, sa «territorialisation» et l'effritement du pouvoir royal et impérial au fil des grandes crises internes et internationales qui secouèrent l'Allemagne. L'histoire économique et l'histoire culturelle (littérature, musique, peinture, architecture, philosophie, religion) sont aussi traitées, quoique la seconde se réduise parfois à une simple énumération de noms et de titres. En bref, un ouvrage d'introduction bien fait mais qui vous laisse sur votre faim, ce qui était peut-être inévitable vu l'énormité du sujet.

Lausanne

Marie Gimelfarb-Brack

URSULA SCHMITT, *Villa Regalis Ulm und Kloster Reichenau. Untersuchungen zur Pfalzfunktion des Reichsklostergutes in Alemannien (9.–12. Jahrhundert)*. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1974. 145 S. – In ihrer Abhandlung über Villa regalis Ulm und Kloster Reichenau untersucht Ursula Schmitt anhand eines konkreten Beispiels die Pfalzfunktion des Reichsklostergutes in Alemannien vom 9.–12. Jahrhundert. Gestützt auf die schriftlichen Quellen, in erster Linie die Urkunden, die anlässlich der Aufenthalte der Herrscher in Ulm ausgestellt worden sind, und den archäologischen Befund und unter Berücksichtigung der allgemeinen Verhältnisse im süddeutschen Raum zeichnet die Autorin ein differenziertes Bild der sich im Laufe der Jahrhunderte wandelnden Beziehungen zwischen Königtum und Inselkloster mit ihren Auswirkungen auf königliche Beherbergung und Verpflegung in Ulm. Herausgearbeitet wird, dass es sich ursprünglich bei der villa regalis oder curtis oder dem palatium Ulm nicht um eine Pfalz auf der Basis königlicher Eigenwirtschaft handelte, sondern um Reichskirchengut im Besitz der Reichenau, die zur Gastung des Königs und seines Gefolges verpflichtet war. Nach einer Übergangsperiode, in der sich das Bodenseekloster vom König abwandte und damit auch der klösterliche Teil Ulms für ihn verloren ging, entwickelte sich das castellum im Gebiet des Wein- hofs unter den Staufern zur vielbesuchten Pfalzstadt Ulm, dem Mittelpunkt ihrer Herrschaft in Alemannien.

Ergänzt wird die konzentrierte Analyse durch Anhänge mit Regesten der Königaufenthalte von 854 bis 1262 und der Aufenthalte der alemannischen Herzöge in Ulm.

*Küsnacht*

*Monica Blöcker*

*Lebensbeschreibung einiger Bischöfe des 10.–12. Jahrhunderts.* Übers. von HATTO KALLFELZ. Darmstadt, Wiss. Buchgesellschaft, 1973. 639 S. (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters. Freiherr-vom-Stein-Gedächtnisausgabe. Bd. XXII.) – Was in diesem stattlichen Band dem Leser vorgelegt wird, ist aus dem knappen Titel nicht ohne weiteres ersichtlich. Denn es handelt sich um eine Auswahl mittelalterlicher geistlich-weltlicher Vertreter der deutschen Reichskirche, die für einen Jubiläumsband zu Ehren des Freiherrn Karl vom und zum Stein, des Begründers der MGH zusammengestellt wurden. Es sind durchweg namhafte Gestalten der deutschen Kirchengeschichte aus der Feder zeitgenössischer Autoren, die hier zur Geltung kommen. Die lateinischen Texte sind ohne wesentliche Änderungen aus den besten kritischen Ausgaben der MGH übernommen, auch ohne viele belastende Anmerkungen. Die Übertragungen ins Deutsche wurden neu gefasst.

Ausgewählt sind: Die Vita des hl. Ulrich von Augsburg, geschrieben vom Kleriker Gerhard; die des hl. Bruno von Köln, Bruder Ottos Gr. verfasst von Ruotger OSB; das Leben des hl. Bernward von Hildesheim aus der Feder seines Zeitgenossen Thangmar, der aber nach neuerer Auffassung nur für den ersten Teil der Vita in Frage kommt. Gesichert ist dagegen die Autorschaft des Abtes Norbert von Iburg für das Leben des Bischofs Bruno von Osnabrück. Die Vita des hl. Norbert von Xanten liegt in zwei Fassungen, A und B vor, die einander inhaltlich sehr nahe stehen, deren Urheber aber nicht eindeutig feststehen. Hier ist die Fassung A gewählt.

Die Gesta des Erzbischofs Albero von Trier dagegen werden einheitlich seinem Freund und Bewunderer Balderich von Florennes zugeschrieben.

Die Eigenart dieser Prälaten als «deutsche Reichsbischöfe» bringt es mit sich, dass sie wohl als Heilige der Kirche dargestellt sind, als Männer der Frömmigkeit und Tugend, dass sie aber für die heutige Bewertung ebenso den Literhistoriker wie den Geschichtsforscher interessieren. Ob man nun als Freund der mittelalterlichen Literatur oder als Historiograph oder Hagiograph den stattlichen Band beurteilt, man wird sich auf jeden Fall freuen, diese Männer einer aufbrechenden jungen Kultur in so gediegener Art gewürdigt zu finden, die manche Licht- und Schattenseiten des «Hl. Römischen Reiches» deutlicher erkennen lässt.

Engelberg

Gall Heer

*Königswahl und Thronfolge in fränkisch-karolingischer Zeit.* Hg. von EDUARD HLAWITSCHKA. Darmstadt, Wiss. Buchgesellschaft, 1975. XIV, 547 S. (Wege der Forschung. Bd. CCXLVII.) – Diese Aufsatzsammlung beleuchtet ein Hauptproblem der fränkischen Geschichte, da der frühmittelalterliche «Staat» weitgehend personalen Charakter aufweist. In der Thronfolge werden politische Ideen fassbar, aber auch das Verhältnis von Recht und Macht. In der Einleitung rechtfertigt der Hg. die Auswahl und weist auf weitere wichtige Arbeiten hin, die aus urheberrechtlichen oder andern Gründen nicht aufgenommen werden konnten. – Inhalt: E. HUBRICH, Fränkisches Wahl- und Erbkönigtum zur Merovingerzeit (1889); W. SICKEL, Zum karolingischen Thronrecht (1903); DERS., Das Thronfolgerecht der unehelichen Karolinger (1903); J. DHONDT, Königswahl und Thronerbrecht zur Zeit der Karolinger und der ersten Kapetinger (1939, deutsche Übersetzung); W. SCHLESINGER, Karlingische Königswahlen (1958/1963); E. PERELS, Pippins Erhebung zum König (1934); W. SCHLESINGER, Zur Erhebung Karls des Kahlen zum König von Lothringen 869 in Metz (1970); L. BOEHM, Rechtsformen und Rechtstitel der burgundischen Königserhebungen im 9. Jahrhundert (1961); P. KEHR, Aus den letzten Tagen Karls III. (1937); G. TELLENBACH, Stämme und Reichspolitik von Ludwig dem Frommen bis zu Arnulf von Kärnten (1939); H. KELLER, Zum Sturz Karls III. (1966); E. HLAWITSCHKA, Die lotharische Blutslinie und der Sturz Karls III. (1968).

Trogen

Otto P. Clavadetscher

PERCY ERNST SCHRAMM, *Kaiser, Könige und Päpste, Gesammelte Aufsätze zur Geschichte des Mittelalters*, Bd. III: 460 S.; Bd. IV, 1, Bd. IV, 2: 764 S., Abb. Stuttgart, Hiersemann, 1969–1971. – Schramm († 1970) hat das Erscheinen der letzten Bände seiner «Gesammelten Aufsätze» nicht mehr erlebt. Ob die im Vorwort zu IV, 1 und im Anhang zu IV, 2 erwähnten weiteren Bände (V: Nachrufe und Würdigungen; VI: Herrschaftszeichen und Staatssymbolik; VII: Einzelprobleme) noch gedruckt werden, bleibt offen. Die Bände III, IV, 1 und IV, 2 sind nun zum Vermächtnis Schramms geworden, und jeder Mediävist ist dem Verfasser für die in rascher Folge entstandenen Bände dankbar, bieten sie doch die letzten Erkenntnisse des vielseitigen Autors. Die grundsätzlichen Einwände gegen die Umgestaltung und Zusammenfügung früherer Aufsätze (in dieser Zs. 20, 1970, S. 182)

aber müssen aufrechterhalten werden, und nochmals sei gesagt, dass dieses Vorgehen hoffentlich keine Nachahmung finde. Man sieht auch nicht ein, warum ein Aufsatz (Zu den ungarischen Herrschaftszeichen, IV, 2, S. 474) fast gleichzeitig in bereits wieder veränderter Form im Deutschen Archiv 25, 1969, S. 541, abgedruckt wurde oder Rezensionen gleichzeitig im Sammelband und in der Historischen Zeitschrift. Offenbar sah Schramm selber, dass seine «Komposition» dem Leser die Orientierung wesentlich erschwere; dem sollte wenigstens teilweise abgeholfen werden durch die «Übersicht über die in diese Sammlung aufgenommenen beziehungsweise nicht aufgenommenen Aufsätze und Kapitel» (IV, 2, S. 728).

Band III behandelt die Zeit der sächsischen und salischen Herrscher. Bisher ungedruckt sind ein Forschungsbericht über den «Mainzer Ordo» (S. 62) mit zwei Anhängen (S. 87), ein Anhang über die Ordines der Kaiserkrönung von 962 (S. 181), ein Anhang über die Abstammung der Theophanu (S. 240), die Übersetzung von zwölf byzantinischen Briefen (S. 268), von denen 9 bereits 1925 (Byz. Zs.) behandelt wurden, während drei nun neu dazugekommen sind, ein Glückwunsch an Wolfram von den Steinen in Form von «Bonmots» mittelalterlicher Kaiser (S. 298), ein Anhang über die Entstehungszeit des Pseudo-Josippon (S. 367). Besonders hingewiesen sei auf den zusammenfassenden Vortrag «Die Kaiseridee des Mittelalters» (S. 423, zuerst erschienen in Württembergisch Franken 41, 1957, S. 3). – Band IV, 1, behandelt «Rom und Kaiser im hohen Mittelalter», «Geistliche und weltliche Gewalt», «Das Reformpapsttum» und den Norden und Westen (England, Frankreich, Spanien) Europas. Neu sind die den Kapiteln vorangehenden Literaturhinweise, verschiedene Anhänge, ein Vorbericht über den «Thron der Päpste» in St. Peter (S. 113), der Vortrag «Der König von England: ein Längsschnitt durch die englische Geschichte» (S. 223), ebenso «Der König von Frankreich: ein Längsschnitt durch die französische Geschichte» (Vortrag, S. 288). – Band IV, 2, ist den restlichen Staaten gewidmet: Italien, Kreuzfahrerstaaten, Südosten, Osten; daran schliessen sich zusammenfassende Betrachtungen (Grundfragen, Sonderprobleme, Ausblicke). Neu sind auch hier die Literaturhinweise, Kaiser Friedrichs II. Herrschaftszeichen (Vortrag, S. 443), die ungedruckte Antrittsrede von 1924 (Die 1919 geschaffene Lage. Ein Rückblick nach dem Ersten Weltkrieg, S. 483), ein Forschungsbericht über die Kronen in Krakau und Plock (S. 593), Blick zurück, Blick voraus (S. 616), ein Diskussionsbeitrag zum Kontinuitätsproblem aus dem Jahre 1942 (S. 644), «Die Rolle der Allegorese im Mittelalter und ihre geistesgeschichtliche Funktion» (S. 678), «Einfluss», eine irreführende Metapher (S. 702). Den Abschluss bilden einige «Auskünfte» über seine Tätigkeit zur Hitlerzeit, hatte er doch 1943–1945 das Kriegstagebuch des Oberkommandos geführt.

So besitzen wir nun das Gesamtwerk Schramms in einer zwar unbefriedigenden Form, materiell aber in einer Fülle und Vollständigkeit, wie sie wohl kein anderer Mediävist aufzuweisen hat. Bei der hohen Bedeutung von Schramms Forschungen für alle Gebiete der mittelalterlichen Geschichte nimmt man die Nachteile gerne in Kauf und ist dem Autor dafür dankbar, dass er durch intensivste Arbeit sozusagen bis zur Todesstunde sein Werk materiell noch beinahe vollenden konnte.

*Trogen*

*Otto P. Clavadetscher*



*Probleme um Friedrich II.* Hg. v. JOSEF FLECKENSTEIN, Sigmaringen, Thorbecke, 1974. 383 S. 8 Abb. (Vorträge und Forschungen. Bd. XVI.) – Der vorliegende Sammelband enthält die Vorträge der beiden Tagungen des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte im Herbst 1970 und im Frühjahr 1971, die auf Anregung von Dr. Ernst Coenen (Fritz-Thyssen-Stiftung) der Zeit und der Person Kaiser Friedrichs II. gewidmet waren. Der Bogen der enthaltenen Beiträge, die von anerkannten Kennern der Materie stammen, umspannt die Bereiche Kunst-, Literatur-, Rechts- und Verfassungsgeschichte. Nur einige Abhandlungen seien herausgehoben: Norbert Kamps Ausführungen über Wirtschaftsreformen und Finanzverwaltung in Sizilien werden durch ein überaus wertvolles, lokal gegliedertes Verzeichnis der Beamten der Finanzverwaltung des Königreiches von 1220–1266 ergänzt. Hans Martin Schaller beschäftigt sich mit der Kaiseridee Friedrichs II., und Paul Zinsmaier referiert aus seinen grundlegenden Forschungen über die Reichskanzlei unter diesem Herrscher. Friedrich Hausmann gibt eine eingehende Darstellung des Verhältnisses des Staufers zu Österreich; Friedrich Kempf betrachtet die Absetzung Friedrichs II. im Lichte der Kanonistik. Die Studie Josef Deérs über das Grab des Kaisers, worin der Autor die staufische Entstehungsthese der Porphysarkophage in Palermo widerlegt, bildet nicht nur inhaltlich, sondern auch in der Verknüpfung der Methoden von Kunstgeschichte und Geschichte Abschluss und zugleich Abrundung des Sammelbandes.

Wien

Ferdinand Opll

HARTMUT BOOCKMANN, *Johannes Falkenberg, der Deutsche Orden und die polnische Politik. Untersuchungen zur politischen Theorie des späteren Mittelalters.* Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1975. 369 S. (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 45.) – Die Thesen des Dominikaners Johannes Falkenberg, die ihm auf dem Konzil von Konstanz einen Häresieprozess einbrachten, sind in der Literatur schon öfters untersucht worden, da sie ein eindrucksvolles Zeugnis für den «spätmittelalterlichen Nationalismus» sind. (Falkenberg forderte in dieser Schrift die Ausrottung der Polen, die sich mit den neugetauften Litauern zu einer Personalunion zusammengefunden hatten.) Nachdem neuerdings auch der ganze Text der «Satira contra hereses et cetera nephanda Polonorum et eorum regis Jahel» Falkenbergs gefunden und herausgegeben wurde (S. Wlordek 1973 und nun im Anhang des besprochenen Buches), ist es möglich, eine eingehende Untersuchung der Schrift und des ganzen Prozesses zu unternehmen.

Dieser Aufgabe ist das Buch von B. gewidmet, der nach einer kurzen Inhaltsangabe der «Satira» aus dem Jahre 1412 zunächst den Kampf zwischen dem Orden und Polen-Litauen von 1386 bis 1413 in seinen vielfältigen Formen, die vom Austausch von Streitschriften über Prozesse bis zu offenen Kriegshandlungen reichten, untersucht. Anschliessend stellt der Verfasser alle Angaben über den Werdegang Falkenbergs und seine älteren Schriften zusammen, um dann ausführlich die Verhandlungen auf dem Konstanzer Konzil über die Satira und ihren Verfasser zu analysieren. Eine Zusammenstellung der Angaben und Hypothesen über die Schicksale Falken-

bergs nach Beendigung des Konzils schliesst die eigentliche Untersuchung ab.

Der Schwerpunkt der Analyse liegt in der ideengeschichtlichen Einreihung der Satira. Während die polnische Seite bei den Auseinandersetzungen relativ bald zu gelehrten Fundierungen des eigenen Standpunktes gelangte und in Paulus Vladimiri einen hervorragenden Theoretiker fand, begnügte sich der Deutsche Orden lange mit der alten Form von Sendschreiben; erst kurz vor dem Anfang des Konzils suchte er die Hilfe von Gelehrten, und zu dieser Gruppe von Helfern dürfte auch Falkenberg gehört haben. Obzwar sich nicht eindeutig feststellen lässt, dass der Dominikaner im unmittelbaren Auftrag des Ordens geschrieben hat, läuft Boockmanns Analyse doch letztlich darauf hinaus, dass er voll in den Intentionen des Ordens gehandelt hat.

Die Argumentationsweise war sowohl auf seiten der Polen als auch des Ordens noch kanonistisch oder theologisch, obzwar es sich eindeutig um eine politische Auseinandersetzung handelte; eine politisch-theoretische Abhandlung war, wie B. wiederholt richtig bemerkt, noch unbekannt. An einem konkreten Beispiel können wir nun anhand der eingehenden Analyse von Boockmann die verschiedenen Etappen von politischen und pamphletistischen Auseinandersetzungen und Einzelheiten eines «politischen Ketzerprozesses» verfolgen – soweit es eben die Quellen zulassen.

Basel

František Graus

WERNER RÖSENER, *Reichsabtei Salem. Verfassungs- und Wirtschaftsge-schichte des Klosters von der Gründung bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts*. Sigmaringen, Thorbecke, 1974. 260 S., Ktn. (Vorträge und Forschungen. Sonderband 13.) – Als Schweizer greift man mit Vorliebe zu Monographien aus den Grenzübereichen von Bodensee und Rhein. Denn sie machen immer wieder deutlich, dass es in kulturellen Belangen im Grunde genommen keine nationalen Schranken gibt, dass wir hüben und drüben zum gleichen Kulturkreis gehören, ob es sich um die Vergangenheit von weltlichen oder kirchlichen Gebilden, nicht zuletzt von Stiftern und Klöstern handelt. Aus dieser Überlegung heraus sind auch die Forschungen des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte zu verstehen, der in den letzten Jahren sehr aktiv war und dem wir die vorliegende Arbeit über Salem verdanken.

Rösener stand für seine Untersuchungen ein reiches Quellenmaterial zur Verfügung, das zum Teil noch ungedruckt im GLA Karlsruhe liegt, aber seit Jahren zum Teil auch gedruckt vorliegt, allerdings nur wenig und lückenhaft benützt. Der Verfasser stellt sich zur Aufgabe, die politische, wirtschaftliche und innerklösterliche Lage des Klosters von der Gründung 1134 bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts aufzuhellen. Es sind die Jahre, da Salem zu einem der reichsten schwäbischen Klöster heranwuchs.

Als besondere Eigenart des erst 1098 gegründeten Cistercienserordens muss das Vogteiwesen gelten. Denn dieser Zweig der Benediktiner wollte seine Besitzungen, die in den Anfängen meist bescheiden waren, durch seine eigenen Leute bearbeiten lassen, um damit vom Adel und seinen Einflüssen frei zu bleiben, vor allem vom grundherrlichen Eigenkirchenherrschaft und der mit ihm verbundenen Vogtei. Mit Recht schenkt denn auch Rösener dieser neuen Wirtschaftsweise der Cistercienser im Gegensatz zu

den alten Benediktinern besondere Aufmerksamkeit, weil damit auch ihre ganze Stellung in Staat und Politik zusammenhängt. In der Darlegung der kaiserlichen Cistercienser-Vogtei begnügt er sich allerdings mit dem Hinweis auf die zum Teil stark gegensätzlichen Auffassungen, ohne selber sich dazu zu äussern.

In der Gründungsgeschichte Salems mag es dem Schweizer auffallen, dass sie manche Parallelen mit fast gleichzeitigen Gründungen diesseits des Rheins aufweisen. Es sei etwa an das nur wenige Jahre ältere Engelberg erinnert mit seinen allerdings anders gelagerten Vogteiverhältnissen, aber gewissen Ähnlichkeiten der Gründerfamilie. Abt Frowin vom Titliskloster wurde zudem oft mit dem ersten Abt von Salem wegen der Gleichheit des Namens verwechselt, so als Begleiter des heiligen Bernhard auf seiner Schweizerreise von 1146. Da er zudem aus der burgundischen Cisterce Bellevaud kam, liesse sich vermuten, auch der grosse Abt von Engelberg sei burgundischen Ursprungs, da er sonst bisher nirgends sicher zu lokalisieren ist. Das liesse wieder Vermutungen in bezug auf die Eigenart seiner Schreibschule zu. In der Frage um die Vogtei stellt Rösener fest, dass Salem keinen eigenen Vogt hatte, da der Kaiser diese Stellung einnahm. Hier teilt er die Auffassung des Schweizer O. P. Clavadetscher, der vom Beispiel der Abtei Kappel her zur Überzeugung kommt, die kaiserliche Vogtei, wie sie Barbarossa für Salem begründete, sei keine Reichsvogtei, vielmehr ein Schutz für das Kloster, den es selber wünschte, um sich der Ansprüche der benachbarten Territorialherren erwehren zu können. Und Theodor Mayer hatte schon 1950 in seinem «Fürsten und Staat» darauf hingewiesen, dass der Begriff der Schutzvogtei im Sinne der Cistercienser auf die französischen Könige zurückgehe. – Neben der Vogtfreiheit strebten die Cistercienser auch die Freiheit von Steuern und Abgaben an und begründeten damit eine weitere Eigenart des Ordens, die beim grossen Grundbesitz, den er im Laufe der Zeit an sich brachte, von hoher Bedeutung wurde, auf die bereits Hans Hirsch und dann K. S. Bader hingewiesen haben. Nach ihnen zog sich in diesen Abteien die Immunität immer mehr auf den engsten Klosterbereich, den Etter, zurück, den bald die Klostermauern ersetzten. Hier sieht Hirsch die reinsten Formen des für die Cist. typischen Kirchenfriedens verwirklicht. – Von diesen rechtlichen Voraussetzungen aus geht Rösener auf den reichen Güterbesitz Salems ein, der weite Gebiete zwischen Bodensee und Rhein umfasste und mit einer einträglichen Saline in Hallein selbst bis ins Salzburgerische sich erstreckte. Das gibt ihm Gelegenheit, auch die bedeutenden Verkehrswege in Zusammenhang mit der Wirtschafts- und Handelstätigkeit Salems zu beleuchten.

Aber auch die *innere* Geschichte des Klosters wird dabei nicht übersehen, die mit dem engen Anschluss an das Mutterkloster Lützel und an die Tochterklöster (Filiation) weitere Sonderzüge des Ordens erkennen lässt. Unter dem Titel: «Die Wohltäter Salems – Beziehungen zu seiner schwäbischen Umwelt» wird der Freundeskreis der Abtei näher umschrieben. Unter den kirchlichen Institutionen ist die Schweiz nur mit St. Gallen vertreten, das zwar nicht sehr hervortritt, aber durch seinen Grundbesitz jenseits des Rheins in mehrfache Beziehungen zu Salem gelangte. Dieser Besitz Salems ergibt sich in seinem Umfang deutlich aus dem Verzeichnis, das in über 50 Seiten über Erwerb, Herkunft, Art des Besitzes und über die Quellen Aufschluss gibt.

So gewinnt man aus dieser gründlichen Arbeit wertvolle Einsichten in die Eigenart dieses Cistercienserstiftes, seinen innern Aufbau wie seine rechtlichen, verfassungsmässigen und wirtschaftlichen Bezüge.

Engelberg

Gall Heer

KARL NEHRING, *Matthias Corvinus, Kaiser Friedrich III. und das Reich. Zum hunyadisch-habsburgischen Gegensatz im Donauraum*. München, Oldenbourg, 1975. 244 S. (Südosteuropäische Arbeiten. 72.) – Mit dieser Arbeit erscheint erstmals eine Gesamtdarstellung der Auseinandersetzungen zwischen dem ungarischen König Matthias Corvinus und Kaiser Friedrich III., die durch solide Quellenkenntnis und weitreichende archivalische Studien gekennzeichnet ist. Eingehend wird gezeigt, wie der Ungar versuchte, seiner Stellung die nötige Legitimität zu verschaffen. Nach dem Vertrag von Wiener Neustadt (1463) brachen die Streitigkeiten mit den Bemühungen des Corvinen um die böhmische Krone bald wieder aus. Geschickt verstand es der Ungar, mit dem Hinweis auf seine Rolle als «defensor fidei» gegenüber den Türken die Kurie bis zum Ende der siebziger Jahre auf seiner Seite zu bewahren. Das letzte Dezennium seines Lebens war er intensiv um die Errichtung einer hunyadischen Dynastie bemüht, doch blieb ihm trotz grosser Erfolge die Durchsetzung seiner Pläne letzten Endes versagt. In einer abschliessenden Zusammenfassung tritt Nehring sowohl der Interpretation Matthias' als Nationalheros wie auch der allzu negativen Bewertung der Regierung Friedrichs III. mit guten Gründen entgegen und weist auch mit Recht auf die günstigere Ausgangslage des Corvinen, nämlich das weitgehend zentralisierte Ungarn, hin. Eine Edition des Vertrages von Wiener Neustadt und ein Personenregister schliessen diese überaus detailreiche und begrüssenswerte Neuerscheinung ab.

Wien

Ferdinand Oppl

*Dispatches with Related Documents of Milanese Ambassadors in France and Burgundy, 1450–1483, Edited with translations by PAUL M. KENDALL and VINCENT ILARDI*. Athens, Ohio, Ohio University Press, 1970–1971. 2 vol. in-8°, LVI+390 p. et XXX+486 p. – Les dépêches diplomatiques des ambassadeurs de Venise ou des nonces pontificaux sont fameuses à juste titre. Mais leur réputation méritée a injustement tendu à éclipser les fonds d'autres chancelleries italiennes et notamment ceux du Duché de Milan. Le professeur Vincent Ilardi, excellent connaisseur des archives italiennes<sup>1</sup>, s'est proposé de donner, en une dizaine de volumes, une édition scientifique des documents diplomatiques milanais relatifs aux affaires de France et de Bourgogne. Ce choix – faut-il le préciser? – intéresse plus ou moins directement diverses contrées de la Suisse actuelle.

Les deux premiers volumes de la collection, que nous présentons ici, ont vu le jour en période de haute conjoncture. On ne peut que s'étonner

---

<sup>1</sup>Cf. son utile étude: «Fifteenth-Century Diplomatic Documents in Western European Archives and Libraries, (1450–1494)», in «*Studies in the Renaissance*», IX (1962), p. 64–112.



du luxe que révèlent la générosité de la typographie, la qualité du papier, les cartes et illustrations photographiques, et – prodigalité pour l'historien européen! – la traduction *in extenso* en anglais moderne. Les prochains volumes paraîtront sans traduction, les Universités américaines ayant dû s'apercevoir que, pour elles aussi, les fonds de publication ne sont pas illimités. Pour le lecteur de notre pays, le texte italien devrait suffire. S'il est ramassé, il n'est, en effet, pas trop archaïque. Les textes étant souvent chiffrés, l'édition marque la différence entre passages écrits en clair et passages déchiffrés. Les illustrations placent sous les yeux du lecteur des exemples de chiffres et de dépêches chiffrées et déchiffrées. A cet égard, l'ouvrage est un utile et agréable instrument pédagogique. Les éditeurs ont retenu les dates limites de 1450 (Francesco Sforza duc de Milan) et 1483 (fin du règne de Louis XI). Ils renonceront à publier les documents pour la période du 22 juillet 1461 au 8 mars 1466, puisque ceux-ci sont déjà accessibles dans l'édition de B. de Mandrot et C. Samaran<sup>2</sup>.

Le vol. I (1450–1460) montre la France sortant de la Guerre de Cent Ans et les débuts du fragile système d'équilibre auquel travaillent les cinq principales Puissances italiennes. Les relations entre le roi de France, Charles VII, et Sforza se détériorent, le Duc étant opposé aux projets d'intervention française en Italie. Le vol. II, qui couvre une période beaucoup plus courte (août 1460 à juillet 1461), montre comment les deux ennemis de Charles VII, son propre fils, le Dauphin Louis, et Sforza s'allient par le Traité de Genappes et travaillent à opposer Milan, la Bourgogne et l'Angleterre yorkiste aux desseins français.

Comme signalé plus haut, les textes se réfèrent parfois à la Savoie, aux Cantons suisses. Cette publication nous rappelle ainsi, si cela est nécessaire, toute l'importance des archives de Milan pour l'histoire de la Suisse.

Berne

Pierre Luciri

YVONNE LABANDE-MAILFERT, *Charles VIII et son milieu (1470–1498). La jeunesse au pouvoir*. Paris, Klincksieck, [1975]. In-8°, 615 p., ill. et cartes. – Le substantiel ouvrage dont nous rendons compte se propose, aux dires mêmes de son auteur, de «percevoir la mentalité d'une génération nouvelle, marquée par les contradictions propres à une époque de transition» (p. 9). Nous pouvons d'emblée affirmer que M<sup>me</sup> Labande a tenu parole, en rendant à merveille «l'atmosphère mentale de l'époque» (p. 10), sans omettre pour autant «le cheminement des réalités humaines quotidiennes» (p. 11). C'est ce qui fait, disons le franchement, non pas la nouveauté – la bonne méthode historique est de tous les temps – mais la fraîcheur de ce livre. Le sujet était délicat à traiter, la fin du XV<sup>e</sup> siècle étant aussi bien revendiquée par les médiévistes que par les spécialistes de la Renaissance. Il ne s'agissait donc pas de prendre parti pour l'une ou l'autre école, mais de bien comprendre, comme le souligne l'auteur de façon fort pertinente, «que la Renaissance du XVI<sup>e</sup> siècle [par exemple] est issue d'un grand mouvement

---

<sup>2</sup> *Dépêches des ambassadeurs milanais en France sous Louis XI et François Sforza*, Paris 1916–1923, 4 vol.

de curiosité, médiévale en son essence» (p. 504); c'était du même coup mettre le doigt sur l'ambiguïté fondamentale de toute époque de transition. Dans cette optique, les huit chapitres consacrés à l'expédition de Naples montrent bien que Charles VIII était avant tout soucieux de récupérer l'héritage angevin, seul royaume sur lequel il possédait des droits (p. 199). Par ailleurs, la mise en œuvre d'une documentation abondante n'empêche pas l'auteur d'aller droit aux faits essentiels et de nous donner en une phrase un résumé fort exact du rôle politique joué par les Beaujeu, qui veulent conserver avant tout la réalité du pouvoir (p. 43) ou de la recherche, en 1488, d'un équilibre européen autour de la Bretagne et non de l'Italie (p. 85). Avec son «Charles VIII», M<sup>me</sup> Labande nous a donné un vrai classique, où la rigueur de la pensée et de la forme nous permet bien de saisir qu'à la fin du XV<sup>e</sup> siècle, au royaume de France, la jeunesse était en effet au pouvoir.

Genève

Maurice de Tribolet

*Neuss, Burgund und das Reich.* Mit Beiträgen von JOSEPH LANGE, WILHELM TREUE, u. a. Neuss, Gesellschaft für Buchdruck, 1975. 406 S. – Der 400seitige, stattlich illustrierte Band erschien als Festgabe der Stadt Neuss zur 500-Jahrfeier der erfolgreichen Abwehr ihrer Belagerung durch Karl den Kühnen (Ende Juli 1474 bis Ende Juni 1475). Während J. Langes mehr chronologische Schilderung des Ablaufs fast die ganze erste Hälfte des Buches beansprucht, sind die sieben übrigen Beiträge thematisch orientiert; vier davon gelten Burgund und Karl selbst, seiner Darstellung in der Dichtung und in der bildenden Kunst. – In politischer Sicht geht der überaus tapfere Widerstand der Stadt Neuss auch uns Schweizer etwas an, als «ein Zeichen dafür, dass schrankenlosen Herrschaftsansprüchen der Fürsten Grenzen gesetzt, und die Bürger bereit und fähig waren, politische Entscheidungen für sich in Anspruch zu nehmen, durchzusetzen und zu behaupten» (S. 13). In der historischen Wertung hingegen, das heisst hinsichtlich der Bedeutung, welche dieser Belagerung in der ganzen folgenreichen Auseinandersetzung mit Karl zukommt, liessen sich die Akzente auch anders setzen. Für H. Gilliam bedeutete Neuss den «Wendepunkt der europäischen Geschichte» (S. 201ff.) und die Überlegenheit Kaiser Friedrichs «zeigt sich auch darin, dass er Herzog Karl nicht einfach militärisch vernichtete – gemäss seiner politischen Einstellung überliess er dies den Eidgenossen» (S. 254)!

St. Gallen

Ernst Ehrenzeller

MANFRED KOBUCH und ERNST MÜLLER, *Der deutsche Bauernkrieg in Dokumenten. Aus staatlichen Archiven der Deutschen Demokratischen Republik.* Weimar, Böhlau Nachf., 1975. 154 S., Abb. – Anlässlich des 450. Jahrestages des deutschen Bauernkrieges hat die Staatliche Archivverwaltung der Deutschen Demokratischen Republik einen Erinnerungsband mit 65 reprographisch gedruckten Dokumenten (einige Briefe von Müntzer, von Bauernführern, von verschiedenen Grafen und Herzögen, von Jakob Welser d. Ä., Auszüge aus den Bauernartikeln, aus Strafgeldregistern usw.) und Illu-

strationen (Stiche und Gemälde von Albrecht Dürer, Lucas Cranach d. Ä. und Sebald Beham) herausgegeben. Aus eindeutig engelstreuer Sicht wird der Bauernkrieg skizzenhaft aufgezeichnet. Die meisten Dokumente fallen in die Zeit vom 3. Juli 1524 bis zum 1. April 1526. Eine letzte Aussage stammt aus dem Jahre 1537. Von jedem Originaltext liegt gleichzeitig eine Abschrift und ein die abgebildete Quelle in den jeweiligen historischen Zusammenhang einordnender Kommentar vor. Das Hauptgewicht wird auf Thomas Müntzer, auf den Thüringer Aufstand und auf dessen Unterdrückung gelegt. Ein kleiner Abschnitt wird auch dem Bauernkrieg im Erzgebirge gewidmet, wobei das Bündnis der Bauern mit den Bergarbeitern besonders herausgestrichen wird. Eine von Manfred Kobuch und Werner Strauss zusammengestellte Karte des deutschen Bauernkriegs im thüringisch-sächsischen Raum (1 : 750 000) ergänzt die im vorliegenden Band zusammengetragene Information und Interpretation.

Genf

Martin Körner

HUBERT JEDIN, *Die Erforschung der kirchlichen Reformationsgeschichte seit 1876. Leistungen und Aufgaben der deutschen Katholiken*; REMIGIUS BÄUMER, *Die Erforschung der kirchlichen Reformationsgeschichte seit 1931. Reformation, Katholische Reform und Gegenreformation in der neueren katholischen Reformationsgeschichtsschreibung in Deutschland*. Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1975. 157 S. (Erträge der Forschung. Bd. 34.) – In einem Band vermitteln die beiden Autoren einen Überblick über die Entwicklung der katholischen Reformationsgeschichtsschreibung in Deutschland in den letzten hundert Jahren. Die ersten 38 Seiten bestehen aus dem unveränderten reprographischen Nachdruck der 1931 erschienenen Schrift Jedins, in welcher die Zeitspanne von 1876 bis 1931 behandelt wird, wobei zuerst die Eigenart der kirchlichen Reformationsgeschichte und deren Anfänge mit Möhler, Döllinger, Janssen, Falk, Hasak und Pastor angedeutet werden. Als wichtige Schritte der Quellenerschliessung gelten die Öffnung des Vatikanischen Archivs um 1881, die Gründung der historischen Institute in Rom und das Erscheinen des Historischen Jahrbuchs um 1880. Besondere Beachtung wird dem durch Denifle hervorgerufenen leidenschaftlichen Kampf um die katholische Lutherforschung, dann den von Greving gegründeten «Reformationsgeschichtlichen Studien und Texten» wie auch dem Corpus Catholicorum geschenkt. Im letzten Abschnitt befasst sich Jedin mit den ihm dazumal am wichtigsten erscheinenden Aufgaben der katholischen Reformationsgeschichtsforschung. Als schwierigstes Problem stellte sich ihm Luthers Person und dessen theologisches und religiöses Werk. Als weitere Forschungsgebiete galten das ausgehende Mittelalter und die Reformation, die religiöse Volkskunde, die Träger des katholischen Gedankens im Zeitalter der Glaubenspaltung, der Humanismus, und ganz allgemeine Landes- und Ortsgeschichte. In Jedins Augen darf die kirchliche Reformationsgeschichte niemals ausschliesslich deutsche Reformationsgeschichte sein. Das Ziel aller Studien bleibt eine «grossangelegte Geschichte der katholischen Reformation».

Bäumer baut nun auf dem von Jedin Gesagten auf und befasst sich mit der Reformation, der katholischen Reform und Gegenreformation in der neueren katholischen Reformationsgeschichtsschreibung in Deutschland seit

1931. Obwohl die Bewertung vieler angeführten Untersuchungen noch im Entwicklungsprozess stehen, der eine Beurteilung erschwert, hat Bäumer den Versuch einer Gesamtskizze gewagt. Er sucht aber zugleich die bestehenden Forschungslücken aufzudecken. Es gelingt ihm auch, exemplarisch den in manchem Forschungsgebiet erstickten wissenschaftlichen Fortschritt deutlich zu machen. Aus der Fülle von neuen Untersuchungen behandelt Bäumer die zu folgenden Themen gehörenden: Vorreformation; Gesamtdarstellung der Reformationsgeschichte; die Päpste und die Glaubensspaltung; Karl V.; das katholische Lutherbild; die Theologie Martin Luthers; die Veröffentlichung der 95 Thesen Martin Luthers; das katholische Calvinbild; Zwingli; die katholische Reform; die Gegenreformation; die katholische Kontroverstheologie des 16. Jahrhunderts; Ignatius von Loyola und die Gesellschaft Jesu; der Prozess der Konfessionsbildung; die Religionsgespräche des 16. Jahrhunderts; das tridentische Konzil; die Nuntiaturberichte aus Deutschland; die Geschichte des Staatssekretariats; der Corpus Catholicorum. Abschliessend folgt ein umfangreicher Aufgabenkatalog der katholischen Reformationsgeschichtsschreibung. Bäumers wie auch Jedins Analyse macht die Anregungen sichtbar, die von den Reformationshistorikern auf die ökumenischen Bestrebungen ausgegangen sind. Unser Gesamturteil: Ein für jeden Historiker des 16. und 17. Jahrhunderts unentbehrliches Werkzeug.

Genf

Martin Körner

HERMANN KELLENBENZ, *Schwerpunkte der Eisengewinnung und Eisenverarbeitung in Europa 1500–1650*. (Kölner Kolloquien zur internationalen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Bd. 2.) Köln, Wien, Böhlau-Verlag, 1974. VII und 506 S. 26 Karten. – Hermann Kellenbenz leitet den inhaltsreichen Band ein und verarbeitet die Beiträge der 18 Mitarbeiter aus verschiedenen europäischen Ländern in einem 56seitigen Aufsatz. Dem Wunsche des Herausgebers, zur Schliessung bestehender Lücken beizutragen, folgt der Rezensent gerne. Zwar fehlt in der gebotenen Sammlung ein Artikel über die Schweiz; aber Guntram Philipp gibt in seinem Aufsatz «Eisengewinnung und Eisenverarbeitung im südwestdeutschen Raum von 1500–1650» zahlreiche Hinweise auf die schweizerische eisengeschichtliche Literatur. Leider sind diese Literaturangaben wenig wählerisch. So wird die Zürcher Habilitationsschrift von W. U. Guyan «Bild und Wesen einer mittelalterlichen Eisenindustriellandschaft» vom Jahre 1946 kommentarlos aufgeführt, obwohl längst festgestellt worden ist, dass es sich um ein kümmerliches und zum Scheitern verurteiltes Kleingewerbe handelte; vgl. K. Schib, Die Eisengewinnung und Verarbeitung im mittelalterlichen Schaffhausen in: Schaffhauser Beiträge 43, S. 43–56 (1966). Eine eigentliche Bereicherung verdankt die schweizerische Eisengeschichte einem Aktenfund des Berner Rechtshistorikers Hermann Rennefahrt; vgl. meine Miszelle S. 430 dieser Zeitschrift.

Schaffhausen

Karl Schib

ERNST KLEIN, *Geschichte der öffentlichen Finanzen in Deutschland (1500–1870)*. Wiesbaden, Steiner, 1974. 145 S. (Wissenschaftliche Paperbacks, 6.



Sozial- und Wirtschaftsgeschichte.) – «In der vorliegenden Darstellung wurde der Versuch unternommen, die Entwicklung der Finanzwirtschaft und Finanzwissenschaft in Deutschland durch dreieinhalb Jahrhundert zu verfolgen. Es zeigte sich dabei, dass diese geschichtliche Entwicklung sich nicht im Rahmen des Reichsverbandes vollzog, sondern in den deutschen Territorialstaaten.» Dies ist die Quintessenz, die der Autor an den Anfang der Schlussbetrachtung seines Werkes setzt. Gleich eine Einschränkung: die sachkundige Arbeit Kleins beschäftigt sich (leider!) nicht mit der Geschichte der öffentlichen Finanzen in ganz Deutschland (1500–1870), sondern nur mit derjenigen in Österreich, Preussen, Bayern und Württemberg. Zwar bietet der Verfasser in einer knappen Einleitung und dem ersten Kapitel einige Hinweise auf die Geschichte der öffentlichen Finanzen anderer Territorien und beschäftigt sich auch mit den Anfängen eines staatswirtschaftlichen Schrifttums und der Finanzwissenschaft vom späten 17. bis ins 19. Jahrhundert in den folgenden Kapiteln. Im ganzen gesehen kann man sich aber des Eindrucks nicht erwehren, dass der von der Thematik her sehr wichtige und interessante Band trotz seines Verfassers, den man zu den Fachleuten dieses Bereichs der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte zählen darf, etwas zu knapp geraten ist. Dies kommt auch bei den Anmerkungen und den Literaturhinweisen zum Ausdruck. So ist es schwer verständlich, dass beispielsweise der Bericht über die 3. Arbeitstagung der Gesellschaft für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte in Mannheim 1969 (Öffentliche Finanzen und privates Kapital im späten Mittelalter und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, hg. von Hermann Kellenbenz, Stuttgart, Fischer, 1971. *Forschungen zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte*, 16) einfach fehlt. – Abschliessend kann jedoch festgehalten werden, dass trotz der genannten Einschränkungen diese sorgfältige knappe Arbeit dem Interessierten zur Lektüre empfohlen werden kann.

Zürich

Fritz Lendenmann

JÜRGEN BÜCKING, *Frühabsolutismus und Kirchenreform in Tirol (1565–1665). Ein Beitrag zum Ringen zwischen «Staat» und «Kirche» in der frühen Neuzeit*. Wiesbaden, Steiner, 1972. XVI, 306 S., Taf., Ktn. (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte. Bd. 66.) – Der Verfasser hat sich in der Schweiz bereits bekannt gemacht durch Beiträge in dieser Zeitschrift sowie der Z. f. Schw. K.-G. Der vorliegende Band bezeichnet sich als Tübinger Habilitationsschrift, die zeigen will, wie im Land Tirol einerseits das Landesfürstentum darauf ausging, sämtliche Landesansässige, Laien und Geistliche, zu Untertanen eines absolutistisch regierten Staatsverbandes zu machen. Gleichzeitig wird das Bestreben der geistlichen wie der staatlichen Obrigkeit deutlich, in diesem Lande die kirchlichen Reformen des Tridentinums durchzuführen. Beide Tendenzen mussten im Jahrhundert der Gegenreformation zu ideellen und rechtlichen Konflikten führen, die hier im einzelnen verfolgt werden.

Um diese Probleme verständlich zu machen, greift Bücking bis ins 13. Jahrhundert zurück, die Zeit der Entstehung und ersten Entwicklung der Landeshoheit am Beispiel der habsburgisch-österreichischen Erblande. Schon 1104 hatten die Bischöfe von Trient und Brixen durch kaiserliche Übertragung der Grafschaftsrechte in ihren Tälern weltliche Herrschaften er-

halten, denen Barbarossa 1179 und 1189 die fürstlichen Regalien beifügte. Die Herzöge von Österreich sorgten aber dafür, dass diese Bischöfe nicht zu selbständig wurden. Ihre reichunmittelbare Stellung bestand denn auch nur «de jure», nicht aber «de facto». Solange sie sich mit diesem Zustand abfinden konnten, blieb es beim guten Einverständnis mit den Landesherren. Wenn aber ein Mann der Reform wie Nikolaus von Kues als Fürstbischof von Brixen sich gegen Übergriffe wehrte, waren Konflikte nicht zu vermeiden, weil diese Kirchenfürsten für die Landesherren oft auch wertvollste diplomatische Stützen bildeten. Der übrige Klerus, der niedere wie der höhere, blieb trotz Konzil noch lange Jahre reformbedürftig. Erst mit dem Abschluss des Tridentinums setzte sich, dank dem Eingreifen des heiligen Karl Borromäus, in kirchlichen Kreisen der Reformgedanke mehr durch und wurde in die Praxis umgesetzt, während das landesfürstliche Kirchenregiment gleichzeitig an Bedeutung verlor. In diesem Zusammenhang muss das gesehen werden, was Bücking als «Strukturen frühabsolutistischer Regierungspraxis» bezeichnet.

In diesen Einzeluntersuchungen, besonders in Fragen der Gegenreformation und der katholischen Reform, gelangt er mehrfach auch auf den Boden der Schweiz. Denn die im Vordergrund stehenden Diözesen Trient und Brixen waren unmittelbare Nachbarn des Bistums Chur, das überdies mit Vorarlberg und Vintschgau in österreichisches Gebiet hineinragte. Das führte dazu, dass die Churer Bischöfe zeitweise stark unter den Einfluss der habsburgisch-österreichischen Landesherren gerieten und sich naturgemäss deren kirchlichen Reformen mehrheitlich anschlossen, sich aber damit gleichzeitig den neugläubigen Drei Bünden in ihrer Diözese entfremdeten. Der religiös-kirchliche Stand der Churer Oberhirten in der vom Autor behandelten Periode war denn auch besser, als der mancher zeitgenössischer Prälaten, wie die Diözesenstatuten und Visitationsberichte in ihren Tiroler Sprengeln belegen.

Bücking dehnt seine Untersuchung bis über die Mitte des 17. Jahrhunderts aus, in die Zeit, da der Gegensatz zwischen Absolutismus und tatsächlicher Schwäche in Tirol immer deutlicher wurde. So erschliesst das Buch weite Einsichten nicht nur in die Geschichte unseres Nachbarlandes Tirol, sondern auch in noch wenig bekannte Quellen zur innern Entwicklung der Churer Diözese und kann damit auch dem Schweizer Historiker willkommene Aufschlüsse bieten. Das Ganze ist eine gründliche Arbeit, die in der Regel von gedruckten und ungedruckten Quellen ausgeht, von denen einige im Anhang im Wortlaut wiedergegeben sind. Weniger befriedigen können die vielen Fremdwörter, auch da, wo gute deutsche Ausdrücke vorliegen würden, auf die einst die Deutschen so stolz waren. Einen andern Stolz verrät der Autor, wenn er sich darüber aufhält, dass, wie «eine flüchtige Lektüre ihrer Vorworte» zeigt, in den Innsbrucker Dissertationen seit 1945 die «historia vitae Magistra-Ideologie noch kräftige Blüten treibe». Aber auch sein «flüchtiger» Blick in eine heutige Forschung dürfte Bücking belehren, dass diese «Ideologie» auch noch anderwärts bei namhaften Historikern fortlebt! Fremdwörtersucht und abfällige Bemerkungen über solche «Ideologien» nehmen sich in einer Habilitationsschrift etwas eigenartig aus!

*Engelberg*

*Gall Heer*

R. CHARTIER, D. JULIA, M. M. COMPÈRE, *L'Éducation en France du XVI<sup>e</sup> au XVIII<sup>e</sup> siècle*. Paris, SEDES, 1976. In-8°, 304 p., tableaux, cartes. – Comme les auteurs le disent dans leur introduction, il s'agit dans cet ouvrage non d'une étude originale remontant directement aux sources, mais d'une synthèse et d'un bilan – provisoire – de trois siècles d'éducation. La suite des chapitres en montre la richesse. Surtout, la juste place qui est faite, au début de la période, à l'influence profonde de la Réforme, nous change du silence que sur ce point certains livres, et non des moindres – *L'évolution pédagogique en France* de Durkheim par exemple – jugeaient bon de garder. Luther y apparaît bien comme le père de l'école populaire, tant pour les filles que pour les garçons. Le rôle des catéchismes, réformés d'abord, tel celui de Calvin (1537), puis catholiques, y est également mis en évidence. Car s'il s'agit de savoir lire, l'instruction religieuse est au premier plan. Elle le demeurera quand, la Révocation de l'Edit de Nantes consommée, l'endocinement des «nouveaux convertis» se révélera tâche particulièrement urgente aux yeux du clergé. L'école devient alors un instrument de contrôle de la population. Cette école primaire est étudiée à la campagne, puis à la ville, où l'activité d'un Charles Demia à Lyon, puis d'un Jean-Baptiste de La Salle à Reims, revêt sa dimension pédagogique et charitable qui aboutit, dans le second cas, à la fondation des Frères des Ecoles chrétiennes. – L'étude de la signature au mariage montre que le protestant est plus alphabétisé que le catholique mais, en même temps, que le nombre des illettrés diminue fortement au XVIII<sup>e</sup> siècle, le Midi demeurant, dominé par une langue qui se parle et s'écoute, mais ne s'écrit plus (la langue d'oc), fort en retard. – Le chapitre sur la naissance du collège rend largement justice au rôle initiateur des Frères de la Vie commune, inspirateurs directs de Jean Sturm, fondateur du Collège de Strasbourg, et, par l'intermédiaire d'autres pédagogues de pointe, des Jésuites. Le système adopté de part et d'autre de la barrière confessionnelle, si fondamentale à l'époque, puise donc à la même source. Mais il est clair qu'en France, la persécution succédant assez vite à la relative tolérance de l'Edit de Nantes, les collèges et académies réformés connaissent une existence de durée limitée. A mesure qu'ils s'effacent, les établissements des Pères de diverses obédiences s'élargissent et se multiplient. Quant aux académies nobiliaires, vivantes au XVII<sup>e</sup> siècle, et mêlant étrangers et Français, catholiques et protestants, elles ne retrouvent l'originalité de leur projet que dans la création des écoles militaires d'après 1750.

Genève

Gabriel Mützenberg

ANDRÉ ARMENGAUD, *La famille et l'enfant en France et en Angleterre du XVI<sup>e</sup> au XVIII<sup>e</sup> siècle. Aspects démographiques*. Paris, Société d'Édition d'Enseignement Supérieur, 1975. In-12, 193 p., fig. («Regard sur l'Histoire», II. Histoire Générale). – La famille, le couple, l'enfant, sous l'Ancien Régime, ces thèmes ont fait couler beaucoup d'encre l'an dernier. Il faut savoir que le sujet était retenu pour le concours d'Agrégation, ce qui explique que plusieurs ouvrages, issus de cours universitaires, lui aient été consacrés. André Armengaud a choisi de parler de la famille et de l'enfant sous leurs aspects démographiques. Co-fondateur, avec M. Reinhard, de la Société de démo-

graphie historique, il était sans doute l'un des plus qualifiés pour le faire. Son petit ouvrage, «où ne figure que ce qui a semblé être indispensable», a le mérite de la simplicité et de la concision; il peut être recommandé à tous ceux que le seul terme de «démographie» rebute ou effarouche. Ils y trouveront une présentation claire des méthodes, une synthèse des connaissances acquises ainsi que l'essentiel d'une problématique entièrement renouvelée au cours de ces dernières années. Deux parties, justifiées par l'hétérogénéité des sources et des points de vue: la France et l'Angleterre. Treize chapitres – leçons serait plus juste – pour la première, où sont abordés en quelques pages les grands thèmes de l'histoire démographique: le mariage et la morale conjugale, la fécondité et la question de la limitation des naissances, la mortalité et les crises, le problème de l'illégitimité et des conceptions prénuptiales, les enfants abandonnés et la mise en nourrice. Dans la seconde partie, André Armengaud se borne, pour l'essentiel, à résumer les travaux des chercheurs anglais, P. Laslett, T. H. Hollingsworth, M. Hair, et E. A. Wrigley. Une bibliographie critique, qui ne rend pas toujours justice aux auteurs cités, complète cet utile essai de synthèse, invitation à la recherche dans un domaine neuf et vivant où beaucoup reste à faire.

Genève

A. Perrenoud

HUBERT MÉTHIVIER, *La France de Louis XIV. Un grand règne?*. Paris, Presses Universitaires de France, 1975. In-16, 141 p. («Documents histoire», n° 12). – Le règne de Louis XIV n'a plus, pour les historiens contemporains, l'éclat qu'une historiographie officielle et complaisante a réussi à lui donner artificiellement pendant plus de trois siècles. Mais cette révision nécessaire n'a encore guère atteint le grand public, ni même l'enseignement. Le mérite du livre d'Hubert Méthivier sera sans doute d'attirer l'attention sur le renouvellement des études d'histoire de la seconde moitié du XVII<sup>e</sup> siècle. Ce petit volume fait une sorte de tour d'horizon des problèmes et des interprétations, laissant ouverte la question posée par son propre titre: un grand règne?

La méthode adoptée, qui est celle de la collection, consiste à fournir au lecteur un dossier de textes, brièvement présentés. Ainsi le veut une mode, qui n'a pas que des avantages: citer des textes fragmentaires présente des dangers bien connus. Dans le cas particulier, la lecture des textes est singulièrement délicate, car ils ne sont pratiquement jamais cités dans leur continuité: le lecteur pressé remarquera l'extrême fréquence des coupures à la multiplicité des points de suspension! Cela dit, on trouve, sous une forme ramassée, des exemples de témoignages classiques et d'études, traditionnelles ou récentes (de Lavissee à Le Roy Ladurie), et une abondante orientation bibliographique, très à jour. Ce qui est précieux.

Allaman

Rémy Pithon

HELMUT REINALTER, *Aufklärung – Absolutismus – Reaktion. Die Geschichte Tirols in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts*. Wien, Schöndl, 1974. 391 S., 25 Abb. und Ktn. – Die hier anzugebende Untersuchung von Helmut Reinalter, eine 1970 der Universität Innsbruck als Dissertation



eingereichte und durch die seither erschienene Literatur ergänzte, umfangreiche Arbeit, befasst sich mit der Entwicklung Tirols von der späteren Regierungszeit Maria Theresias (Aufruhr im Burggrafenamt 1762) bis zum ersten Einfall der Franzosen (1796), wobei für die Zeit vor 1789 bewusst nur diejenigen geistigen Hauptströmungen und politischen Geschehnisse berücksichtigt werden, welche zum besseren Verständnis der nach dem Ausbruch der Französischen Revolution im Lande bestehenden Verhältnisse beizutragen vermögen. Als Reaktion auf die im Geiste des aufgeklärten Absolutismus vorgenommenen Reformen Maria Theresias und Josephs II. zeigte sich im stark traditionsgebundenen Volke eine wachsende Erregung, die dessen wirksame Beeinflussung durch das von aussen her (und nicht zuletzt vom unruhigen Graubünden) eindringende revolutionäre Gedankengut befürchten liess. Kaiser, Landesbehörde und Stände ergriffen daher strengste Massnahmen, um die Bevölkerung möglichst vor einer Konfrontation mit den Ideen der Revolution zu bewahren (Grenzkontrolle, Überwachung der Fremden, Bücherzensur, Ausfuhrbeschränkungen); sie konnten dadurch allerdings nicht verhindern, dass an einzelnen Orten dennoch insgeheim freimaurerischen und jakobinischen Anschauungen gehuldigt wurde. Im grossen ganzen jedoch verhielten sich die Tiroler, die durch eine teilweise Zurücknahme der Josephinischen Reformen unter Leopold II. (1790) weitgehend wieder beruhigt werden konnten, durchaus loyal und leisteten auch bereitwillig ihren Anteil am Kampf gegen Frankreich, zunächst in den Niederlanden und am Rhein, ab 1796 heldenhaft auch im eigenen Lande, das als damals wichtigster Alpenübergang zwangsläufig von ganz erheblicher strategischer Bedeutung war.

In seiner eingehenden, durch einen stattlichen Quellenanhang (70 Seiten), verschiedene Statistiken sowie einen Bild- und Kartenteil ergänzten Darstellung gibt uns Reinalter ein sehr kenntnisreiches, mitunter freilich fast allzusehr dem lokalhistorischen Detail verhaftetes Gesamtbild von diesem bewegten Zeitabschnitt tirolerischer Geschichte.

Schaffhausen

Hans Ulrich Wipf

JOHANNES KUNISCH, *Der kleine Krieg. Studien zum Heerwesen des Absolutismus*. Wiesbaden, Steiner, 1973. X, 101 S. (Frankfurter Historische Abhandlungen. Bd. 4.) – Der Titel dieser im Zusammenhang mit biographischen Studien über den Feldmarschall von Loudon (1717–1790) entstandenen Arbeit ist etwas trügerisch. Es handelt sich weniger um den «Kleinkrieg» als strategisches oder taktisches Phänomen, als um gesellschaftskritische Betrachtungen zur Stellung des nichtadeligen Offiziers namentlich im preussischen und österreichischen Heeresaufbau.

Die Hemmnisse solcher Studien illustriert auf S. 65 die Unsicherheit wegen der Berner Ratsfamilie von Tillier (1715 Reichsritterstand, vgl. HBLs. VI S. 791), welche im Neuen Allg. Dt. Adelslexikon von E. H. Knesch ungenau geführt wurden. Wertvoll ist ein umfangreiches Literaturverzeichnis.

Bern

Max-F. Schafroth

SELMA STERN, *Der preussische Staat und die Juden*. T. 4: *Gesamtregister*. Hg. v. MAX KREUTZBERGER. Tübingen, Mohr, 1975. VIII, 156 S. (Schriften-

reihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo-Baeck-Instituts. 32.) – Es ist sehr zu begrüßen, dass die kulturgeschichtlich sehr reichen und an dieser Stelle schon früher angezeigten Bände nun auch noch durch Personen-, Orts- und Sachregister erschlossen worden sind. Welch Glück, dass Selma Stern das Quellenmaterial noch sammeln und sichten konnte, ehe es zerstört oder vergessen wurde und dass das Leo-Baeck-Institut umsichtige, geduldige Mitarbeiter fand, es so leicht zugänglich zu machen.

Zürich

Hans Herold

DANIEL REICHEL, *Davout et l'art de la guerre. Recherches sur la formation, l'action pendant la Révolution et les commandements du maréchal Davout, duc d'Auerstaedt, prince d'Eckmühl (1770–1823)*. Neuchâtel-Paris, Delachaux et Niestlé, 1975. In-8°, 438 p., ill., cartes (Centre d'histoire et de prospective militaires. Série «Recherches de Sciences Comparées»). – Par la forme de génie qui fut sienne, par son sens remarquable de la guerre, le maréchal Davout occupe une place centrale, bien qu'un peu à part, dans l'histoire militaire de la Révolution et de l'Empire.

En élargissant considérablement le cadre de la biographie traditionnelle, Daniel Reichel s'est proposé, au terme de recherches approfondies, d'éclairer la genèse de Davout dans la première partie de son existence, afin de montrer précisément quelle a été la nature de son génie. Pour se conformer à son projet ambitieux (présenté initialement sous forme de thèse de doctorat ès lettres de l'université de Neuchâtel) l'auteur étudie tous les aspects du personnage, utilisant les ressources de la sociologie, de la psychologie, de l'histoire des idées et de l'histoire militaire. Ainsi au fil des pages s'esquisse la physionomie morale et intellectuelle du maréchal, «méditatif pragmatique».

Une première partie englobant les années 1770–1787 entreprend de cerner le milieu social, religieux, politique et culturel du Bourguignon Davout. Particulièrement significatifs sont les passages évoquant l'arrière-plan familial et scolaire, ou les lectures du jeune homme.

Une seconde partie, traitant des «années d'action» (1788–1806), se définit comme une étude de Davout confronté à la pratique révolutionnaire, puis à la pratique du champ de bataille. Son intérêt, indépendamment des informations qu'elle nous apporte, réside dans le fait que nous pouvons apprécier *en profondeur* les motivations du Davout praticien, à la lumière de ses acquis et de son évolution intellectuels. Par là nous pénétrons la nature même de son génie, qui repose sur un mélange complexe de culture, de pragmatisme, d'instinct, voire de brutalité.

Sur un plan plus général il n'est pas indifférent non plus que l'explication «totale» et originale de Davout proposée par D. Reichel débouche sur une conception «totale» de l'histoire militaire, seule capable de redonner à cette discipline la place qu'elle mérite d'occuper.

Florence

J.-J. Langendorf

ALAIN CORBIN, *Archaïsme et modernité en Limousin au XIX<sup>e</sup> siècle (1845–1880)*. Paris, Marcel Rivière & Cie, 1975. In-8°, 1167 p. en 2 volumes. – Au départ de cet important ouvrage, une constatation paradoxale: le Limousin s'attarde au XIX<sup>e</sup> siècle dans ses structures économico-sociales archaïques, dans une France en transformation. Mais il nourrit une

gauche puissante qui s'affirme dès les premiers scrutins populaires en 1848 et se confirme dès l'essor de la III<sup>e</sup> République. A l'arrivée d'une analyse minutieuse: la conclusion que l'histoire sociale, en particulier l'opposition ville-campagne, explique mieux cette étrange dualité que l'histoire économique.

La période étudiée (1845-1880) couvre approximativement l'essor de l'industrie moderne en France. Au Limousin, l'économie stationne aussi bien dans le secteur agricole que dans une industrie dispersée (sauf à Limoges où les industries se laissent distancer), routes et chemins de fer irriguant mal des contrées délaissées. Tous les réseaux de la modernisation se mettent mal en place: banque, hygiène publique, écoles (jusqu'en 1870 en tout cas), culture populaire... languissent dans des carences d'autant plus inquiétantes qu'ailleurs le pays progresse. C'est le temps aussi où, ailleurs, l'emprise des notables se détend, ce qui favorise l'essor des gauches. Dans les départements de Corrèze, Haute Vienne et Creuse, elle n'existe guère au départ et se heurte à des cellules irréductibles: le hameau, la famille patriarcale. Et, bien sûr, les régions de forte migration temporaire alimentent une résistance efficace: les 50 000 ouvriers qui se déversent sur Lyon et Paris entretiennent dans leurs villages un radicalisme social et politique nourri par les courants révolutionnaires. Ce phénomène social, l'auteur y attache une grande importance, mais le soupèse avec précaution, car il ne veut pas céder à la facile tentation de lui attribuer toute l'originalité du Limousin. Dans une France où le clergé perd aussi peu à peu son influence, le Limousin est à l'avant-garde de la déchristianisation. Aussi incapables de maîtriser les pratiques archaïques semi-païennes, que les scandaleuses modernités du prolétariat sédentaire ou migrant, les prêtres ne peuvent même pas s'appuyer sur une bourgeoisie conservatrice puissante ou une aristocratie influente: elles n'existent guère, et ce n'est pas la petite bourgeoisie ou les indépendants qui vont les aider. Ce frein à la radicalisation n'existe pas et les scrutins que l'auteur étudie avec grand soin, les témoignages de mentalité qu'il a recueillis révèlent ce puissant courant de gauche qui peut se fractionner, car il est double ou triple, se laisser séduire par le césarisme, mais subsiste toujours et triomphe après les premiers pas de la III<sup>e</sup> République. Ce courant est né plutôt d'un refus du monde moderne dans les campagnes et de besoins plus constructifs dans les villes (songeons à l'influence de Leroux), il peut se modifier dans la petite bourgeoisie. Il reste toujours un élément fondamental.

Alain Corbin pénètre tout ce qui peut se quantifier, et l'adresse de ses détours confond le lecteur par une imagination qui ne se laisse jamais arrêter par l'insuffisance des données directes. Des catalogues de bibliothèques populaires à la circulation des bestiaux, tout est bon qui peut renseigner sur l'économie ou la société limousine. Sans abus du reste, car l'analyse est stricte. Dans ces zigzags, le lecteur suit parfois difficilement, car l'auteur extorque à des sources souvent indigentes des informations nuancées. Mais il néglige les conclusions, les synthèses, les rapprochements, et si l'on n'est pas familier du Limousin, on s'égare parfois dans les salles où manquent les portes de communication. Mais tant au plan des méthodes que des connaissances, cette étude constitue un apport précieux.

*Lausanne*

*André Lasserre*

*Das bürgerliche Zeitalter.* Hg. GUY PALMADE. Frankfurt a. M., Fischer, 1974. 349 S. (Fischer Weltgeschichte. Bd. 27.) – Drei französische Historiker geben sich redliche Mühe, das «bürgerliche» Zeitalter – hier mit Schwerpunkt 1848–1885 – vor allem von den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Veränderungen her in den Griff zu bekommen. Gerade in dieser Hinsicht wird man indes gut daran tun, Wolfgang J. Mommsens Anschlussband über das Zeitalter des Imperialismus vergleichsweise heranzuziehen. Zum vorliegenden Band steuert der Herausgeber Guy Palmade ein souverän verfasstes einleitendes Kapitel über Hintergrund und Verlauf der 48er Revolution bei. Im Anschluss daran unternimmt Patrick Verley den nicht ganz geglückten Versuch, den liberalen Kapitalismus auf seinem Höhepunkt zu zeichnen. Einmal abgesehen von zahlreichen unglücklichen Formulierungen, lässt der Abschnitt namentlich eine methodisch straffe Durchdringung der komplexen wirtschaftlichen Entwicklungsvorgänge vermissen. So wird etwa – um nur ein Beispiel zu nennen – eine Veränderung des Industriekapitalismus zum Rentenkapitalismus kurz angetönt, ohne dass dieser wesentliche Punkt weiter unterlegt würde. Überzeugender ausgefallen ist das dritte Kapitel, in welchem Jean Pierre Daviet die Gesellschaft und ihre Gruppen beschreibt. Zu Recht betont er den ausgeprägten Antagonismus von Beharrung und Wandel in den je verschiedenen nationalen Schattierungen. Der Autor glaubt im besonderen eine Verfestigung und Erstarrung der Gesellschaftsstrukturen bis 1880–1890 feststellen zu können, gewissermassen den Abschluss der bürgerlichen Aufstiegsphase mit einem nunmehr beträchtlichen Gewicht des Kleinbürgertums. Volkskundliches Material wurde leider zu wenig herangezogen, um bürgerliche Lebensweise und bürgerliche Moral in ihren typischen Ausformungen, mit ihren zahlreichen Tabus und ihrem bisweilen miefigen Dekor zu verdeutlichen. Auch ein genauerer Blick auf die historisierenden Fassaden der Gründerjahre hätte sich da gelohnt. Den politischen Verhältnissen sind die letzten achtzig Seiten des Bandes gewidmet.

Zürich

Willi Loepfe

LUDGER KERSSSEN, *Das Interesse am Mittelalter im deutschen Nationaldenkmal.* Berlin, New York, de Gruyter, 1975. (Arbeiten zur Frühmittelalterforschung. Bd. 8.) VIII, 202 S. – Die Arbeit, ursprünglich eine Münsteraner Dissertation bei K. Hauck, will die Funktion sog. Nationaldenkmäler in Deutschland untersuchen. Zum Ausgangspunkt wählte der Verfasser (S. 6ff.) eine kombinierte Charakteristik dieses Phänomens, um dann anhand von ausgewählten Beispielen (Kölner Dom, Wartburg, Hermannsdenkmal, Kyffhäuser, Goslarer Pfalz, Externsteine, die Walhalla Ludwigs von Bayern) die Funktion dieser Denkmäler im 19. Jahrhundert eingehend zu analysieren. Alle diese Bauten verdanken ihr Entstehen (beziehungsweise ihre Vollendung) der Woge der Begeisterung, die von den sogenannten Freiheitskriegen ausging und dann in der «Reichserneuerung» gipfelte. Kerssen ist es bei seiner Untersuchung nicht nur gelungen die Gesamttendenz klar herauszuarbeiten, sondern auch die Nuancierungen dieses Gefühls nachzuzeichnen, die verschiedenen Nebenansichten bei den einzelnen Denkmälern aufzuspüren. Im berechtigten Streben, diese Bestrebungen der Vergangenheit nicht in Bausch und Bogen zu verdammen, hat der Ver-



fasser stellenweise wohl etwas zu verständnisvoll verschiedene Repräsentanten «nationaler Richtungen» charakterisiert; schliesslich regte sich Widerstand gegen diese «Woge der nationalen Begeisterung» schon bei Zeitgenossen – selbst in Deutschland (um vom Ausland ganz zu schweigen).

Die älteren Wurzeln der einzelnen Kristallisationskerne des Kultes der Nationaldenkmäler wollte der Verfasser nicht untersuchen und sie werden nur kurz skizziert. Vermissen wird man jedoch ein näheres Eingehen auf das 20. Jahrhundert (besonders auf die Nazizeit mit ihrer Verwendung alter Symbole und ihrem Germanenrummel; nur gelegentlich und rein beiläufig werden diese Aspekte gestreift). Gerade hier wäre ein natürlicher Ansatzpunkt für die Weiterverfolgung von Tendenzen des 19. Jahrhunderts vorhanden gewesen.

Basel

František Graus

AUGUST FRANZEN, *Die Katholisch-Theologische Fakultät Bonn im Streit um das Erste Vatikanische Konzil*. Zugleich ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte des Altkatholizismus am Niederrhein. Köln, Böhlau, 1974. 358 S. (Bonner Beiträge zur Kirchengeschichte. Bd. 6.) – August Franzen, ordentlicher Prof. für Kirchengeschichte an der Theologischen Fakultät Freiburg i. Br., hinterliess das vorliegende Werk nach seinem Ableben im März 1972 als fertiges Manuskript. Franzen versucht die bis jetzt wenig bearbeitete reiche literarische Tätigkeit der Opponenten des Ersten Vatikan Konzils, der Professoren Langen und Reusch, namentlich aber von Schultes, welche die wichtigsten Positionen des Altkatholizismus historisch niedergelegt haben, auszuschöpfen.

Franzens Bemühen, den Bonner Professoren verständnisvoll zu begegnen, verdient hohe Anerkennung, obwohl sie Primat und Infallibilität im Sinn von Vaticanum I ablehnten. Franzen empfindet die schweren Gewissenskonflikte, denen sie in ihrer besonderen Situation ausgesetzt waren. Er würdigt sie als verdiente Vorkämpfer für den katholischen Glauben. Ihr hohes Ansehen verhalf der Theologischen Fakultät Bonn zur Blüte. Die vier ordentlichen Professoren der Fakultät wie auch die beiden einzigen geistlichen Professoren von der Philosophischen Fakultät gehörten ins Lager der Unfehlbarkeitsgegner, nur einer der Ordinarien und die drei Nichtordinarien befürworteten Primat und Unfehlbarkeit des Papstes. Der Konflikt der beiden Lager führte zur Katastrophe der Theologischen Fakultät in Bonn, denn die Unfehlbarkeitsgegner fanden sich nicht bereit, den von Bischof Melchers verlangten Revers zu unterzeichnen, der die bedingungslose Unterwerfung unter die neuen Dogmen bedeutet hätte. Vom Staat aus gesehen hätte der Bischof die Professoren nicht im Alleingang massregeln dürfen, sondern nur im Einvernehmen mit dem Ministerium. Bischof Melchers verschärfte den Konflikt noch durch seine am 13. November 1870 erlassene Verordnung über die Behandlung von Unfehlbarkeitsgegnern im Beichtstuhl. Die Beichtväter sollten den Pönitenten die Absolution solange verweigern, bis sie sich den neuen Dogmen bedingungslos unterwarfen; wer seine Gesinnung als Häretiker öffentlich kundgetan hatte, konnte nur bei aufrichtiger Busse und erst in Todesgefahr die Lossprechung erlangen.

Die Fakultätskrise wurde erst nach dem Tod von Reusch und Langen für beide Lager gelöst. Die Altkatholiken erhielten an der Philosophischen Fakul-

tät das «Altkatholische Seminar der Universität Bonn», das unmittelbar dem Rektor und dem Senat unterstellt ist. Bischof Reinkens errichtete daneben das bischöflich-theologische Seminar mit Konvikt (heute im «Döllingerhaus» untergebracht) mit den entsprechenden Dozenten.

Am Ende seiner Arbeit, die 17 Seiten wertvolle Dokumente und ein brauchbares Register enthält, kommt August Franzen zur versöhnungsvollen Erkenntnis: Die Ereignisse des Zweiten Vatikanischen Konzils hätten manches vom Ersten Vatikanischen Konzil präzisiert und die Papstdogmen von Vaticanum I seien doch ziemlich zeitbedingt gewesen. Das Vaticanum II habe die anstößigsten Barrieren, die 1870 zur Trennung führten, beseitigt und nun sollte der Weg zur Überwindung des Schismas zu finden sein. Die Türen dafür stünden offen.

Aarau

Josef Fridolin Waldmeier

K. DAVID PATTERSON, *The Northern Gabon Coast to 1875*. Oxford, Clarendon Press, 1975. IX, 167 S. – Afrikas präkoloniale Geschichte weist nach wie vor erhebliche weisse Flecken auf. Hierin Abhilfe zu schaffen, sind namentlich angelsächsische Historiker bemüht. Die Anstrengungen sind begrüßenswert, die Resultate freilich infolge der beschränkten Quellenlage häufig vergleichsweise bescheiden. So auch im vorliegenden Fall, wo knapp, präzise und flüssig die Entwicklung und Struktur der zwei den Gabun-Zwischenhandel beherrschenden Stämme Mpongwe und Orungu dargestellt wird. Die beiden Küstenstämme – die Orungu seit 1700 unter einem starken Monarchen, die Mpongweclans nur locker organisiert – vermögen ihre Schlüsselposition zwischen europäischen Kaufleuten und Lieferantenstämmen des Hinterlandes zäh zu festigen und entwickeln vor allem im Sklavenhandel um 1800 erstaunliche Eigeninitiativen. Dank ihrer Frontstellung erwirtschafteten sie namentlich im frühen 19. Jahrhundert erhebliche Profite; die Prostitution blüht als Nebenerwerbszweig. An die Stämme des Hinterlandes werden nur Bruchteile der importierten Güter weitergegeben. Erst die Etablierung europäischer Faktoreien unter dem Schutz französischer Kanonenboote in der «protokolonialen» Übergangsphase 1850–1870 bricht diese wirtschaftliche Dominanz: dem Zwischenhandel wird der Boden entzogen, die traditionellen Sozialstrukturen zerfallen im Vergleich zu andern afrikanischen Regionen sehr schnell, da weder im Orungustaat noch bei den Mpongwe die Herrscher der veränderten Lage gewachsen sind. Gabun war damit eines der ersten westafrikanischen Gebiete, wo das Handelssystem der Eingeborenen dem europäischen Eingriff praktisch ohne Widerstand erlag.

Zürich

Willi Loepte

HERBERT TINGSTEN, *Königin Viktoria und ihre Zeit*. München, Callwey, 1975. 407 S. – Nach der vom Autor im Vorwort abgelegten Rechenschaft handelt es sich nicht um eine geschlossene Darstellung, sondern teils um in Zeitschriften und Zeitungen veröffentlichte Arbeiten, teils um erstmals publizierte Aufsätze zu besonderen Themen. Aus dieser etwas verwirrenden Genesis des Buches erklärt sich das unterschiedliche Niveau der einzelnen Abschnitte. – In einem ersten Überblick legt Tingsten die bekannten Kenn-

zeichen der Epoche dar: Nützlichkeitsdenken, Fortschrittsoptimismus und doppelte Moral – an sich keine originellen Feststellungen, gut illustriert aber durch treffende Einzelbelege, so wenn die doppelte Moral mit Interessengebieten und Fachausdrücken medizinischer Fachzeitschriften untermalt wird.

Die eigentliche Biographie der Queen wird im zweiten Teil gegeben, keineswegs eine ausgeglichene Übersicht der Fakten und Hintergründe; Tingsten verweilt mit spürbarem Behagen bei den Korrespondenzen der Königin mit ihrem Gemahl, später mit der jung verheirateten Tochter – beim Eindruck der Regierungsjubiläen, dann vor allem bei den recht eigenartigen gesellschaftlichen und religiösen Neigungen, nicht zuletzt bei den eventuellen (aber auch nur eventuellen) Liebschaften, wobei der Diener John Brown, der Whisky und Keks als genügenden Proviant für einen Ausritt ihrer Majestät ansieht, eine Ehrenrettung erfährt; subtilere Gegenstände wie das Verhältnis zu Disraeli werden nicht behandelt; auch das unglückliche Verhältnis zum Thronfolger wird nur mit wenigen Strichen umschrieben.

Auf höherer Ebene legt der Verfasser im dritten Teil «Grundzüge und Ideen des Viktorianismus, ihre Hintergründe und ihre Entwicklung» dar. Hier interessiert die Beschreibung der direkten politischen Stellungnahme eines Bentham und eines J. St. Mill, auch der Auswirkungen ihrer Äusserungen. Der Versuch, den Utilitarismus als eigentliche weltanschauliche Grundlage der Epoche darzustellen, bleibt dann allerdings in Entwürfen und einzelnen Bemerkungen stecken. Der Verzicht auf jede Ideologiekritik, auch auf modellhafte Typisierung und auf Analyse macht sich nachteilig bemerkbar. Dass Philosophie als direkt politisch relevante Betätigung zur Darstellung gelangt, ist nur zu begrüßen; solche Zusammenhänge können aber nur dann überzeugen, wenn bei aller gebotenen Offenheit gegenüber der historischen Vielfalt eine gewisse Systematik in der Anordnung des Materials sichtbar wird. – Weiteren Leserkreisen werden die Ausführungen über Winwood Reed einige neue Einsichten vermitteln. Die etwas einseitig gezogenen Linien von Darwin zum zeitgenössischen und späteren Imperialismus bedürften hingegen in einer verantwortbaren Darstellung zumindest einer Ergänzung hinsichtlich der ausformulierten Motive (Erweiterung der Märkte, Erziehung der Kolonialvölker) und ihrer eventuellen Hintergründe. – Dieser dritte Teil ist aufs Ganze gesehen sehr anregend; es bleibt aber oft bei Andeutungen der geistes- und wirtschaftsgeschichtlichen Zusammenhänge.

Die letzten 140 Seiten bieten etwa 20 Skizzen zu Persönlichkeiten und einzelnen Ereignissen.

Ein Sammelband also, belastet durch Doppelungen und Lücken, in seinen zahlreichen neuen Einblicken aber sehr anregend und auch für den kritischen Leser eine durchaus geniessbare Lektüre.

*Zollikon*

*Hans ten Doornkaat Koolman*

*Forschungen zur osteuropäischen Geschichte.* Berlin, Harrassowitz in Komm., 1975. 332 S. (Osteuropa-Institut an der FU Berlin. Historische Veröffentlichungen. Bd. 21.) – Die wertvollen «Forschungen zur osteuropäischen Geschichte» des Berliner Osteuropa-Institutes gehören zu den Rei-

hen, die Arbeiten aus verschiedenen Ländern mit unterschiedlichem Umfang und vielfältiger Thematik publizieren. Der vorliegende Band 21 ist dafür ein Beispiel. Einem mit sieben Abbildungen ergänzten zehnsseitigen Aufsatz der sowjetischen Kunstwissenschaftler M. N. und V. G. Pucko über «Zwei Denkmäler der Rostover Ikonenmalerei des 16. Jahrhunderts» folgt ein hundertseitiger Beitrag von Sumner Benson «The Conservative Liberalism of Boris Chicherin». Der amerikanische Historiker schildert und analysiert den gescheiterten Versuch eines hervorragenden russischen Staatsdenkers des 19. Jahrhunderts, zwischen bürokratischer Autokratie und radikaler Intelligentsia Russland einen dritten, liberalen Weg zu weisen. Fast zwei Drittel des vorliegenden Bandes nimmt die Arbeit «Frankreich und die polnische Frage zur Zeit der Französisch-Russischen Allianz 1891–1914» von Klaus Manfrass ein (S. 115–332). Die Bonner Dissertation zeigt auf, dass das Interesse der französischen Öffentlichkeit und Regierung für Polen vom Verhältnis Frankreichs zu Russland und Deutschland bestimmt war, und dass die polnische Frage eine gewisse Rolle im diplomatischen Kräftespiel der drei Mächte vor dem Ersten Weltkrieg spielte. Schwerpunkte der materialreichen Arbeit liegen auf dem französischen Polen-Bild und besonders auf der Reaktion Frankreichs auf den Zusammenstoss zwischen Deutschem Reich und polnischer Nationalbewegung in den Jahren 1906 bis 1908.

Zürich

Andreas Kappeler

WERNER SCHIEFEL, *Bernhard Dernburg 1865–1937. Kolonialpolitiker und Bankier im wilhelminischen Deutschland*. Zürich, Atlantis, 1974. 277 S. (Beiträge zur Kolonial- und Überseegeschichte. Bd. 11.) – Mit dieser Biographie Bernhard Dernburgs (1865–1937) hat eine für seine Zeit ungewöhnliche Karriere ihre Würdigung erfahren: erfolgreicher Bankier, zuletzt im Vorstand der Darmstädter Bank, Kolonialstaatssekretär von 1906 bis 1910, 1919 kurzfristig Reichsfinanzminister, danach unabhängiger Finanz- und Kolonialexperte. Die Berufung eines angesehenen, auslandserfahrenen linksliberalen Bankiers jüdischer Abstammung an die Spitze der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes (1907 als Kolonialamt mit Dernburg als Staatssekretär verselbständigt) wurde in Politik, Presse und Öffentlichkeit als ein gewisser Bruch mit bürokratischen Traditionen und Beamtentraditionen und als Einfließen wirtschaftlichen Sachverständes in die Reichspolitik, insonderheit die Kolonialpolitik des Reiches, begrüsst. Als Reorganisator der Kolonialverwaltung und als Vermittler wirtschaftlicher Impulse – basierend auf einer quasi unternehmerischen Bestandsaufnahme und auf Informationsreisen nach Afrika – hat Dernburg einen relativen wirtschaftlichen Aufschwung in den deutschen Kolonien herbeigeführt; den sichtbarsten Ausdruck fand dieses Engagement Dernburgs in der Erschliessung der Kolonien durch Forcierung des Eisenbahnbaus. Man muss dem Verfasser Werner Schiefel, einem Schüler Heinz Gollwitzers, jedoch darin beipflichten, dass auch in der «Ära Dernburg» die Bedeutung der Kolonialwirtschaft innerhalb der Volkswirtschaft gering blieb. Als Fazit dieser Phase deutscher Kolonialpolitik nennt Schiefel vier Ergebnisse: Reorganisation der Verwaltung als Vorstufe für die finanzielle Selbstverwaltung der Kolonien; systematische wirtschaftliche Erschliessung der Kolonien unter dem Gesichtspunkt der ökonomischen Ren-



tabilität; Verordnungen zum Schutze der Eingeborenen; Popularisierung des «Kolonialgedankens» in der Bevölkerung (S. 134).

Nach seinem Rücktritt im Jahre 1910 war Dernburg in Kaiserreich und Weimarer Republik ein geschätzter und gesuchter Experte in Finanz- und Kolonialfragen, blieb aber – ungeachtet seiner Abgeordnetentätigkeit für die DDP im Reichstag von 1919 bis 1930 und einer kurzen Amtszeit als Reichsfinanzminister von April bis Juni 1919 – ohne wirklichen politischen Einfluss. Der Verfasser hat zu Recht Dernburgs Tätigkeit als Kolonialstaatssekretär in den Mittelpunkt der Biographie und politischen Würdigung Dernburgs gerückt; abschliessend kommt er zu dem Urteil einer von Widersprüchen und Gegensätzen nicht freien Persönlichkeit: sozialpolitisch aufgeschlossener Finanzmensch; Patriot und linksliberaler Kosmopolit; Vertreter der Wilhelminischen Zeit und zugleich Demokrat und Pazifist; Parteipolitiker und pragmatischer «homo oeconomicus» (S. 181).

Die vorliegende Arbeit, eine Münsteraner Dissertation, zeichnet sich durch ein sehr differenziertes Urteil und durch eine gut lesbare Darstellung aus. Mit Geschick hat der Verfasser die relativ schwierige Quellenlage gemeistert, nachdem Dernburgs persönlicher Nachlass bis auf Restbestände vernichtet war. Ein übersichtlicher Apparat rundet den guten Gesamteindruck ab.

Münster/Westf.

Ulrich Kröll

RAYMOND POIDEVIN, *Les origines de la première guerre mondiale*. Paris, Presses Universitaires de France, 1975. In-16, 118 p. (coll. Documents Histoire). – Nach Jacques Droz' Bändchen zur Historiographie der Kriegsschuldfrage von 1914 (Seuil 1973) ist nun Poidevins Dokumenten- und Textsammlung zur Vorgeschichte des Ersten Weltkrieges erschienen. Dem Muster der Verlagsreihe folgend, präsentiert der Verfasser zunächst einige Dokumente aus der Zeit selbst und im zweiten, wichtigeren Teil Textauschnitte aus der rückblickenden Debatte. Beides verbindet er kunstvoll in einer Einleitung und rundet es mit einer kurzen Chronologie und Bibliographie ab. Im Dokumententeil überwiegen die französischen und deutschen Stimmen (12 und 13), die übrigen sind englischen und russischen Ursprungs (3 und 2). Der Textteil räumt dem Begründer der französischen Kriegsursachenforschung und Lehrer des Verfassers, *Pierre Renouvin*, den weitesten Raum ein. Aber auch *Fritz Fischer* und seine deutschen Kollegen sind angemessen vertreten. Mit ein paar Texten kommen ferner ehemalige Akteure, zum Beispiel *Poincaré* oder *Jagow*, zu Wort. Poidevins Bedauern, die Fragen nach den tieferen Gründen des Konfliktes zugunsten von Belegen für die Etappen der Julikrise vernachlässigen zu müssen, kann man sehr wohl nachempfinden. Selbst wenn Poidevin der Kriegsschulddiskussion keinen neuen Auftrieb geben wollte – der Frage nach der Verantwortung der Grossmächte konnte er sich nicht entziehen. Besonders erwähnt zu werden verdient *Jean-Baptiste Duroselle*s Selbstgespräch, in dem er einmal die französisch-russische, einmal die deutsch-österreichische Kriegsschuld zu belegen und beidemal diese Thesen mit Entgegnungen sogleich wieder zu entkräften sucht (Texte 23 und 38). Bemerkenswert ist sodann, dass der Verfasser in der Schlussbilanz neben Renouvin auch *Jules Isaak* und mit ihm einen französischen Autor zu Wort

kommen lässt, der die deutsche Einkreisungsangst als nicht ganz unbegründet bezeichnet (Text 3) und – von Renouvin leicht abweichend – als Variante einräumt, dass die Partei der Zentralmächte der Gegenpartei den Krieg nicht aufgezwungen, sondern angeboten und dass «Europa», das heisst Frankreich und Russland, ihn zum Erstaunen der Gegner mit Promptheit angenommen habe (Text 39). Das Bändchen, das dem französischsprachigen Studenten als Einführung dienen soll, regt zur vertieften Auseinandersetzung mit Primärquellen an und führt den Leser zu den wichtigsten Werken des sekundären Schrifttums, gerade etwa zu Poidevins grundlegender Arbeit über die deutsch-französischen Wirtschaftsbeziehungen der Vorkriegszeit. Im deutschsprachigen Raum ist die vorwiegend Texte französischer Herkunft umfassende Anthologie zugleich eine Ergänzung zu den bereits vorliegenden deutschen Ausgaben von *Ernst W. Graf Lynar* (Ullstein 1964) und *Immanuel Geiss* (dtv 1965).

Basel

Georg Kreis

PHILIPPE BERNARD, *La fin d'un monde, 1914–1929. Nouvelle histoire de la France contemporaine*. Vol. 12. Paris, Editions du Seuil, 1975. In-12, 250 p. (coll. «Points», série «Histoire», no 112). – L'ouvrage de Bernard couvre la période la plus meurtrière de l'histoire de France. La moitié de l'étude porte sur le grand conflit mondial, donnant des aperçus sur l'organisation de l'économie de guerre et sur ses conséquences sociales et psychologiques ainsi que sur la difficulté de doter le pays d'un gouvernement de guerre stable. Après la victoire, «l'ère des illusions allait commencer pour la majorité des Français» (p. 107). Sous ce leitmotiv des illusions, l'auteur brosse un tableau de la France des années vingt. Un chapitre traite des «illusions monétaires» en relation avec le fol espoir que traduisait le slogan trompeur: «L'Allemagne paiera»; un autre parle des «illusions de la puissance» où il est question de l'occupation des territoires rhénans, et de «l'illusion militaire» qui consistait à développer une stratégie continentale appuyée sur quelques Etats amis d'Europe orientale et balkanique; plus loin, Bernard décrit «l'illusion impériale» au moment où la France doit se battre contre Abdel Krim au Maroc et contenir les revendications des populations en Algérie, en Indochine et à Madagascar. Dans le domaine économique et social, il énumère les facteurs favorables à l'expansion et indique certaines performances techniques et industrielles – Citroën dans l'automobile, Schneider dans la métallurgie – mais il ne cache pas «les ombres au tableau» que constitue l'exode rural annonciateur du «désert français». Dans un dernier chapitre, «les illusions du consensus», il montre les fissures apparues dans les diverses couches de la population. Quelques pages sont consacrées au monde intellectuel et scientifique qui n'a pas su assurer à la France un renouveau culturel.

Genève

A. Fleury

ALEX P. SCHMID, *Churchills privater Krieg. Intervention und Konterrevolution im russischen Bürgerkrieg, November 1918 bis März 1920*. Zürich, Freiburg i. Br. Atlantis, 1974. 389 S., Abb. – Der Autor deklariert die Intervention in Russland in der Phase vom Frühjahr bis Herbst 1919 als Churchills privaten Krieg. Darüber hinaus will er die Reaktion der britischen

Arbeiter und der zensierten Presse auf die Intervention beschreiben und das Ringen um den russischen Markt zwischen England und Deutschland aufzeigen.

Wie er selbst schreibt, fühlt der Autor sich weder der bürgerlichen noch der marxistisch-leninistischen Geschichtsschreibung verpflichtet und wählt als Methode eine Verquickung von analytischer und narrativer Darstellungsweise.

Es gelingt ihm dabei recht gut, gestützt auf sorgsam zusammengestelltes Material, Churchills Aktionen im Zusammenhang mit der Intervention vor allem der britischen Truppen sowie der finanziellen und materiellen Hilfe für die konterrevolutionären russischen Generäle aufzuzeigen. Auch in der Frage, wie falsch Churchill die britische Öffentlichkeit über seine Aktionen in Russland informierte, gelangen klare Aussagen.

Es zeigt sich aber, dass die gewählte Methode nicht ausreicht, um die Reaktion der britischen Arbeiterschaft eingehend zu würdigen. Sie versagt auch bei der Darstellung des Ringens um den russischen Markt. Zwar gelangen treffende Äusserungen, so «die Streikbewegung in England und die Intervention in Russland waren Äusserungen eines latenten Klassenkampfes» (S. 62), die der Absicht entstammen, «die innergesellschaftlichen Ursprünge eines ins Aussenpolitische verlagerten Antagonismus aufzuzeigen» (S. 7), dann der Hinweis auf die Klassenmoral Churchills (S. 63), «Personifikation ökonomischer Kategorien, Rollenträger bestimmter Klassenverhältnisse und Interessen» (S. 10), diese werden sogar genannt im Hinweis, dass im ersten Nachkriegsunterhaus 260 Mitglieder der Geschäftswelt entstammten und Churchill ihr Mann war (S. 40), konkret zeigen sie sich auch im Jaroschinski-Plan (S. 204), aber es fehlt eben letzten Endes gerade die Zusammenhänge aufzeigende Analyse von Churchills privaten und gesellschaftlich bedingten Interessen: die Definition seiner Aktionen als extreme Form des Sozialimperialismus.

*Leningrad*

*Wolfgang Geierhos*

*Die USA und Europa 1917–1945. Studien zur Geschichte der Beziehungen zwischen den USA und Europa von der Grossen Sozialistischen Oktoberrevolution bis zum Ende des zweiten Weltkrieges.* Hg. von FRITZ KLEIN (u. a.). Berlin, Akademie-Verlag, 1975. 301 S. (Akademie der Wissenschaften der DDR. Schriften des Zentralinstituts für Geschichte. Band 45). – Die acht Essays dieses Bandes versuchen zu zeigen, welche führende Rolle die USA seit der Jahrhundertwende in der Errichtung eines vom Monopolkapitalismus beherrschten imperialistischen Weltsystems gespielt hätten. «Nur die komplexe Betrachtung der letztlich aus ökonomischen Antrieben geführten Gesamtpolitik des amerikanischen Imperialismus – geführt mit wirtschaftlichen Mitteln zur Erreichung wirtschaftlicher Abhängigkeit ökonomisch schwächerer Länder wie auch stets mit dem Einsatz politischer Mittel, die je im Gesamtzusammenhang einer auf die ganze Welt gerichteten Aktivität zu sehen sind – erlaubt die sachgerechte und wirklichkeitsgetreue Beurteilung der USA-Politik gegenüber den Ländern Europas» (S. 6/7). Wer derart eindeutiges Vor-Wissen um die «letzten Antriebe» besitzt, wird kaum zu einer «wirklichkeitsgetreuen» Beurteilung vordringen, die sicher auch nicht-ökonomische Motive politischen Verhaltens mitberücksichtigen muss, wo sie eine

Rolle gespielt haben. Wer diesen blinden Fleck aller acht in der DDR wirkenden Historiker in Kauf nimmt, liest die Beiträge mit Interesse wenigstens als Zeugnisse einer ideologisch explizit ausgerichteten Geschichtsbetrachtung.

Zürich

Kurt R. Spillmann

KARL-HEINZ ROTHENBERGER, *Die elsass-lothringische Heimat- und Autonomiebewegung zwischen den beiden Weltkriegen*. – Bern/Frankfurt a. M., Lang, 1975. Europäische Hochschulschriften 3, 42. 366 S. – Elsass-Lothringen als Teil der französischen Republik, das bedeutet eine Konfrontation von zwei letztlich unvereinbaren Staatsauffassungen in ein und derselben politischen Einheit: die Idee einer kulturellen Pluralität, verbunden mit Klerikalismus und weitgehender regionaler Selbstverwaltung in Elsass-Lothringen; kulturelle Einheitlichkeit und Laizismus mit zentraler Verwaltung in Frankreich. Ob Elsass-Lothringen nun ein Teil des westlichen oder östlichen Nachbarlandes war, die grosse Mehrheit seiner Bewohner wünschte immer eine *Autonomie* innerhalb der jeweils gegebenen staatlichen Zugehörigkeit. Das Gebiet zwischen Vogesen und Rhein erhielt mit der Verfassung von 1911 (als Reichsland) ein gutes Stück Selbständigkeit, wie sie für Frankreich undenkbar wäre. Angesichts dieser grundsätzlichen Problematik tritt die Frage der staatlichen Zugehörigkeit zunächst in den Hintergrund.

Nach dem Ersten Weltkrieg begrüsst man die Franzosen zwar mit Begeisterung, sehr bald folgte jedoch die Ernüchterung, da Paris sich als unfähig erwies, dem elsass-lothringischen Partikularismus-Bedürfnis entgegenzukommen. Diese Haltung stiess häufig auf berechtigte Kritik – sogar auch in französischen Publikationen der Nachkriegszeit (Sérant, Baas; auch Maugué bringt den partikularistischen Ideen ein gewisses Verständnis entgegen). Frankreichs Politik kann mit den drei Begriffen «purifier», «centraliser» und «assimiler» charakterisiert werden. Die aus Opposition zu diesem Programm entstehende Heimat- und Autonomiebewegung schildert Karl-Heinz Rothenberger in seiner Mainzer Dissertation in klarem Aufbau und mit viel Einfühlungsvermögen in die besondere Lage eines Grenzlandes im Schnittpunkt zweier grosser Kulturen.

Nach einer Phase des Aufschwungs und einem Höhepunkt 1928/29 mit dem Komplottprozess von Colmar folgte eine Zeit der Beruhigung, als die Nachfolger Poincarés in einer Politik des «apaisement» die neuen Staatsbürger für sich zu gewinnen trachteten. Eine letzte Hausse erlebte die Heimatbewegung mit den Jugendbünden der späteren dreissiger Jahre. Obwohl der Nationalsozialismus gerade auch wegen der Krise des französischen Parlamentarismus und einer drohenden Laisierung durch die Volksfrontregierung Blum eine gewisse Anziehungskraft ausüben konnte, blieb die separatistische Partei Elsass-Lothringens immer in der Minderheit – dies im Gegensatz etwa zu Eupen-Malmedy, wo seit der Abtretung an Belgien ein Wiederanschluss an Deutschland im Zentrum der politischen Diskussionen stand.

In einem Anhang bringt Rothenberger eine gute Übersicht über die elsass-lothringische Presse sowie das Manifest des «Elsass-lothringischen Heimatbundes» von 1926. Daraus ergeben sich als wichtigste Programmpunkte eine vollständige Autonomie im Rahmen Frankreichs, dann die Er-



haltung der deutschen Sprache im öffentlichen Leben, ganz besonders natürlich in den Schulen, sowie die Beibehaltung einer klerikalen Ordnung. Nützlich ist auch das Personenregister am Schluss der Darstellung, die ausgezeichnet über die Ziele und Probleme, Möglichkeiten und Grenzen der elsass-lothringischen Heimatbewegung im politischen Kontext der Zwischenkriegszeit orientiert.

Zürich

Martin R. Schärer

GOTTFRIED NIEDHART, *Grossbritannien und die Sowjetunion 1934–1939. Studien zur britischen Politik der Friedenssicherung zwischen den beiden Weltkriegen*. München, W. Fink, 1972. (Veröffentlichungen des Historischen Instituts der Universität Mannheim. Bd. 2.) – In drei systematisch strukturierten Kapiteln entwickelt der Autor aus profunder Kenntnis der dokumentarischen Überlieferung, der zeitgenössischen Publizistik und einer unübersehbaren Fülle der Memoirenliteratur die Voraussetzungen britischer Russlandpolitik der entscheidenden Jahre vor dem Zweiten Weltkrieg. Er verortet verschiedene *Russlandbilder*, die vom militanten Antikommunismus der äussersten Rechten über den weitverbreiteten antibolschewistischen Affekt bis zur Apologie der radikalen Linken reichten und mangels breiter Informationsbasis Bekenntnischarakter im negativen oder positiven Sinne tragen mussten, im politischen Kräftefeld des Strategiediskurses und verknüpft sie mit *aussenpolitischen Konzeptionen*, deren Unterscheidungsmerkmal Niedhart festzumachen weiss an der jeweiligen Bereitschaft, zur Sicherung des Friedens Allianzverbindungen einzugehen. *Weltweite Verpflichtungen*, nicht zuletzt gegenüber dem Commonwealth, gehören mit zum Hintergrund, vor welchem der Autor in einem vierten, chronologisch-genetischen Kapitel die *Stationen britischer Russlandpolitik* der dreissiger Jahre verfolgt. Er erbringt den Nachweis, dass «der antibolschewistische Affekt, der das Russlandbild der Regierung prägte, nie ... zum zentralen Bezugspunkt oder zum strukturellen Bestandteil britischer Aussenpolitik» (S. 431) wurde und verweist die gängige These, England habe das nationalsozialistische Deutschland zum Festlandpanzer gegen die rote Gefahr aufzubauen versucht, ins Reich der unhaltbaren Simplifikationen. Die Isolation der Sowjetmacht war vielmehr nur ein Sekundäreffekt britischer Appeasement-Politik, deren Hoffnung, ein General Settlement Europas auf dem zweigleisigen Weg von Konzessionsbereitschaft und Widerstand unter Ausschluss der Flügelmächte erzwingen zu können, sich allerdings als Illusion erweisen sollte.

Zürich

Peter Hablützel

KLAUS-JÖRG RUHL, *Spanien im Zweiten Weltkrieg. Franco, die Falange und das «Dritte Reich»*. Hamburg, Hoffmann & Campe, 1975. 414 S. (Historische Perspektiven. 2.) – Diese Studie, eine Dissertation, die aber ebenso gut eine Habilitationsschrift sein könnte, erforscht minutiös die Geschichte Spaniens während des Zweiten Weltkrieges. Im Gegensatz zum vorangegangenen Bürgerkrieg handelt es sich um eine Zeit, die wenig bis nicht bekannt ist. Allzu leichtfertig wird das damalige Regime auch heute noch als faschistisches Anhängsel der Achsenmächte markiert. Eine in der DDR erschienene Publikation über das gleiche Thema hat noch vor wenigen Jahren

diese zu eindimensionale Betrachtungsweise verbreitet (Otfried Dankelmann: *Franco zwischen Hitler und den Westmächten*, Berlin 1970). Ruhl gelingt es indessen, ein differenzierteres und darum bedeutend besseres Bild zu zeichnen.

Ohne Zweifel stand Spanien von 1939 bis 1945 globalpolitisch den Achsenmächten am nächsten. Dabei offenbarte jedoch das nationalkonservative Lager, das die demokratische Republik niedergeschlagen hatte, eine politische Heterogenität, die zu schweren Spannungen führte. Die Risse waren schon im Bürgerkrieg sichtbar. Damals hatte es indes Franco leichter, sie zu überkleistern. Nach 1939 liess er sein «aussergewöhnlich sensibles politisches Kalkül» (S. 194) erkennen, um der divergierenden Strömungen Herr zu werden. Er verhielt sich taktisch äusserst klug, indem er durch eine abwägende Schaukel- und berechnende Personalpolitik jene Akteure bevorzugte beziehungsweise ausschaltete, die ihm je nach innen- oder aussenpolitischer Lage nützten.

Francos oberstes Ziel – im nachhinein sicherlich auch als seine historische Leistung zu verstehen –, war die Heraushaltung Spaniens aus dem Krieg. Wie ihm dies gegenüber der für den Kriegseintritt optierenden Falange (besonders den *camisas viejas*, die darin die Chance zur Machterlangung sahen), aber auch gegenüber den Intrigen der NSDAP, welche die Diplomatie des Auswärtigen Amtes auszuspielen versuchte, gelang, analysiert Ruhl bis in alle Details. Wichtig war in diesem Zusammenhang die Rolle der «Blauen Division» und die des ersten General Muñoz Grandes. Durch dessen Prestige im Kampf gegen den Bolschewismus glaubte Hitler, Franco ausbooten zu können. Der Caudillo kam aber diesen und anderen Plänen stets zuvor.

Ruhl geht nicht nur auf die politisch-diplomatische Geschichte ein, sondern berücksichtigt auch die ökonomischen Sachverhalte. In wirtschaftlicher Hinsicht war Spanien anfänglich von Deutschland abhängig. Aber die Beziehungen zu Grossbritannien und den USA waren nicht abgebrochen worden. Nach der alliierten Landung in Nordafrika kehrte sich das Verhältnis zum Hitlerreich um. Franco löste sich bedächtig von ihm und wandte sich den Alliierten zu. Diese Wendung («Neuer Realismus»), verschleiert mit christlicher und antikommunistischer Ideologie, bewahrte die Kontinuität des franquistischen Systems nach 1945 und bis in die Gegenwart.

Die sachlich und unpathetisch geschriebene Abhandlung, deren Lektüre nicht geringe Anforderungen stellt, kann ohne Zweifel als ein Standardwerk, vor allem in deutscher Sprache gekennzeichnet werden. Gewissenhaft und kritisch wird die vorhandene Literatur sowie ein umfangreiches und teilweise unbekanntes Quellenmaterial verarbeitet und in einem speziellen Kapitel gewürdigt. Was allerdings mangelt, ist eine systematische Übersicht, die mehr hergibt als das zu mager ausgefallene Inhaltsverzeichnis. Entweder hätte Ruhl die Kapitel vermehrt untergliedern, ein Stichwortregister oder ein ausführlicheres Inhaltsverzeichnis anfertigen müssen. Nun ist das Nachschlagen äusserst mühsam. Auch eine Chronik der behandelten Zeit wäre nützlich gewesen, fehlt aber leider im Werk, das aber trotzdem einen sehr soliden Eindruck hinterlässt.

*Hinterkappelen bei Bern*

*Paul H. Ehinger*

MARC MOSER, *100 Jahre Weltpostverein*. Frankfurt, Verlag der Gesellschaft für deutsche Postgeschichte, 1974/75. 99 S., Abb. – Der bekannte Posthistoriker widmet hier dem WPV zu seinem Hundertjahrjubiläum eine kurze, sachlich dichte Darstellung. Ausgehend von der Gründung dieser auch für die Schweiz wichtigen völkerverbindenden Institution am 19. Oktober 1874 in Bern sind die frühen Phasen ihrer Entwicklung knapp skizziert: Rückblick in Antike und Mittelalter, private Post auch bei uns bis 1848. Die Vorbilder Englands (R. Hill), Deutschlands (J. v. Herrfeldt), Österreichs (W. v. Kolbensteiner) geben wesentliche Anstösse, übernommen von den USA (Montgomery Blair), praktisch verwirklicht durch den Preussen H. v. Stephan, den Gründer des WPV. Moser verfolgt aber auch Organisation, rasches Wachstum und Wirksamkeit in den Hauptzügen, im Anschluss an Konferenzen und Kongresse, deren Verhandlungen und Beschlüsse. Eine gediegene Übersicht, der der Verfasser im Blick auf die Zukunft nur die Bemerkung beifügt: Vor 100 Jahren wollte man durch die Post dienen, heute will man vor allem verdienen!

Engelberg

Gall Heer

*L'idea dell'Unificazione europea dalla prima alla seconda guerra mondiale. Relazioni tenute al convegno di studi svoltosi presso la Fondazione Luigi Einaudi* (Torino, 25-26 ottobre 1974). Torino, Einaudi, 1975. In-8°, 244 p. – Dans l'introduction, le responsable de cette publication, Sergio Pistone, précise l'objectif des protagonistes du colloque de Turin «di contribuire ad un lavoro sistematico di ricerca mirante a recuperare entro il quadro del pensiero politico contemporaneo i contributi più importanti rilevabili nelle giustificazioni teoriche delle proposte di unificazione europea» dans l'entre-deux-guerres (p. 14). La diversité et l'originalité des contributions répondent à cette intention et constituent autant de fragments sur l'histoire des idées politiques européennes susceptibles de stimuler la discussion actuelle sur le destin de l'Europe. L'énumération des thèmes abordés suffit à signaler la valeur de cette publication:

Sergio Pistone: «Le critichi di Einaudi e di Agnelli e Cabiati alla Società delle Nazioni nel 1918»; «L'interpretazione dell'imperialismo et del fascismo»; Arduino Agnelli: «Da Coudenhove-Kalergi al piano Briand»; Francesco Rossolillo: «La scuola federalista inglese»; Renato Monteleone: «Le ragioni teoriche del rifiuto della parola d'ordine degli Stati Uniti d'Europa nel movimento comunista internazionale»; Walter Lipgens: «L'idea dell'unità europea nella resistenza in Germania e in Francia»; Lucio Levi: «Il superamento dei limiti dell'internazionalismo»; Dino Cofrancesco: «Il contributo della resistenza italiana al dibattito teorico sull'unificazione europea»; Norberto Bobbio: «Il federalismo nel dibattito politico e culturale della resistenza».

Une remarque à propos des «idées européennes» des mouvements de résistance anti-fascistes et anti-hitlériens: ne serait-il pas possible d'étudier aussi l'impact de ces mouvements et de leurs conceptions de l'unité européenne sur l'organisation politique de l'Europe après 1945?

Genève

A. Fleury

PAUL DIMITRIJEVIC, *L'Organisation internationale du travail. Histoire de la représentation patronale*. Genève, Librairie de l'Université, Georg & Cie, 1972, X + 512 p., ill. – L'O.I.T., fondée en 1919, est l'une des plus anciennes institutions internationales ayant son siège à Genève. Mal connue, critiquée, mise en cause par de nombreux gouvernements, cette institution autonome de l'O.N.U., spécialisée dans la législation du travail et les conditions sociales, fait enfin l'objet d'une étude touffue qui s'apparente à un recueil de textes. Cet imposant ouvrage rassemble dans sa seconde partie intitulée *notes et documents* une masse considérable de sources de diverses provenances dont certaines sont reproduites en fac similés ou en langue originale et de nombreux renseignements que l'auteur présente et commente dans une approche historique (p. 11-72) suivie d'une partie analytique (p. 75-221).

C'est surtout l'analyse de la représentation patronale et spécialement la validation des mandats qui retient l'attention de l'auteur. En effet, à chaque session de la Conférence, il arrive que le mandat du délégué de l'un des Etats membres soit contesté. Toutes les représentations tripartites, du gouvernement, des travailleurs et des employeurs sont analysées minutieusement, car la vérification des mandats des Etats membres devrait donner la clef des principaux problèmes politiques de l'Organisation internationale du travail. Comme la partie historique, qui tient plus de l'énumération de tous les congrès, conférences et réunions que d'un essai de synthèse, la partie analytique reprend les procès-verbaux de nombreuses séances et assemblées où la représentation patronale apparaît au centre du débat politique. La formation juridique de P. Dimitrijevic l'amène à décoriquer de nombreux articles en cherchant à cerner les meilleures interprétations. Il ne manque pas de relever des finesses terminologiques dont le sens exact fut longuement discuté.

Ce long travail basé sur une patiente collecte de documents, s'il ne se lit pas facilement, se consulte par contre aisément grâce à une table des matières détaillée et un index onomastique, et les spécialistes des organisations internationales ne manqueront pas de s'y référer.

*Pully*

*François Jequier*

PAUL LÉVY, *Histoire du Laos*. Paris, P.U.F., 1974. In-16, 127 P. («Que sais-je?», 1549). – Des trois pays indochinois, le Laos est certainement celui à propos duquel on a le moins écrit. Cette lacune, due essentiellement à la négligence des historiens et des ethnologues, est particulièrement frappante, ne fut-ce que par le fait qu'il a fallu attendre 1974 pour que la collection «Que sais-je?» publie une histoire du Laos. Le texte que nous présente Paul Lévy est particulièrement clair et concis. Ses références au bouddhisme et aux diverses ethnies de la région sont des plus pertinentes et permettent au lecteur de saisir dans sa dimension historique le problème du Laos tel qu'il se pose aujourd'hui. L'ouvrage est illustré de trois cartes remarquablement complètes vu leur dimension; tout au plus peut-on reprocher à l'auteur de la figure 3 d'avoir oublié que la route 13 se prolonge jusqu'à Luang Prabang.

Autant les neuf premiers chapitres sont inattaquables sur le plan des



faits et de leur narration, autant les deux derniers chapitres, qui traitent de la période de 1955 à 1973, sont décevants à tout point de vue.

Certes, il aurait été plus judicieux de diviser l'ouvrage en deux volumes : l'un consacré à l'histoire du Laos et l'autre au Laos contemporain. En voulant trop faire, les éditeurs de « Que sais-je ? » et Paul Lévy ont raté leur but ; « L'histoire du Laos » ne fait guère en effet « le point des connaissances actuelles ».

Tout au long des dernières 25 pages on sent l'auteur, dont l'engagement politique est évident, mal à l'aise avec son sujet. Les formules à l'emporte-pièce telles que (p. 103) « le soldat laotien coûtait 1000 dollars par an, c'est-à-dire deux fois plus que celui de la Grèce » (aucune référence n'est donnée pour cette comparaison) l'emportent sur la réflexion. Si l'auteur s'étend, à juste titre, sur les quelque 700 000 Laotiens déplacés de force vers les zones contrôlées par Vientiane, on conçoit difficilement qu'ils aient pu être « prolétarisés » (p. 112). Enfin, alors qu'il termine son ouvrage en se référant au cessez-le-feu du 20 février 1973, l'auteur affirme que dès lors les bombardements américains se sont « intensifiés », ce qui est pertinemment faux. La faiblesse de sa conclusion selon laquelle « les conditions préalables d'une paix équitable » seraient loin d'être réalisées, alors que les accords de février 1973 annonçaient la victoire de la gauche à brève échéance, n'est égalée que par la maigreur de la bibliographie. Certes celle-ci est qualifiée de « sommaire » mais était-il absolument nécessaire d'en exclure la totalité de la littérature anglo-saxonne sur le Laos, et notamment les excellents ouvrages de Bernard Fall ?

Genève

Alexandre Casella

SIWITT ARAY, *Les Cent Fleurs. Chine 1956-1957*. Paris, Flammarion, 1973. In-16, 186 p. (« Questions d'histoire », 36). — Si la période dite « des Cent Fleurs » peut apparaître aujourd'hui comme, tout au plus, un accident de parcours comparé à la vague de fond qu'a été la révolution culturelle, elle a néanmoins été la réaction à un même phénomène, à savoir l'existence d'un parti qui a trop longtemps vécu à l'abri de la critique.

L'étude de cette phase de l'histoire de la République Populaire de Chine qui va de mai 1956, date du lancement par Mao du slogan des « Cent Fleurs », jusqu'à la campagne « anti-droitière » de juin 1957 est donc particulièrement pertinente.

Vue dans cette perspective, et à la lumière des tensions qui se manifestent en Chine après le décès de Chou En-Lai et qui se reflètent dans une relance du débat sur les méthodes pédagogiques, l'étude de Siwitt Aray est particulièrement opportune. L'auteur, en effet, ne s'est pas borné à décrire le phénomène des « Cent Fleurs » à l'intérieur des universités, mais à démontré d'une façon convaincante que c'était l'ensemble de l'orientation du régime qui fut à cette occasion mis en cause.

Malheureusement, à mesure qu'il développait son ouvrage, l'auteur ne s'est pas tenu à cette option. D'une part ses propos sont trop souvent manifestement exagérés ; il est en effet excessif de dire (p. 53) que « les cadres ne prêtaient aucune attention aux problèmes de gestion » ou (p. 95) que la solution chinoise est « l'accroissement de la durée du travail » ; mais d'autre part, chose plus grave, on sent que l'auteur se détache peu à peu

de la Chine, qui tend à acquérir une dimension de plus en plus abstraite. Ainsi, alors qu'on débute avec un texte sur la Chine, on termine avec un essai sur l'influence du Parti Communiste chinois en Europe de l'Est. Manifestement, l'auteur est plus préoccupé par le communisme occidental et par la notion d'ordre que par le communisme chinois.

L'ensemble est parsemé d'anecdotes dont certaines sont intéressantes, et se termine par une bibliographie des plus insuffisantes.

Genève

Alexandre Casella

ANDRÉ BURGUIERE, *Bretons de Plozévet*. Paris, Flammarion, 1975. In-8°, 384 p., annexes bibl. («Bibliothèque d'ethnologie historique»). – Au début des années 60, sous l'impulsion de Robert Gessain (auteur de la préface), un organisme français de recherche décidait de lancer un vaste programme d'études interdisciplinaires consacré à un isolat en pleine mutation, la commune mitterrienne, mi-maritime de Plozévet (Finistère). Pendant sept ans, près de cent chercheurs (ethnologues, anthropologues, médecins, biologistes, démographes, géographes, sociologues, psychologues, etc.) y participèrent par équipes successives et rédigèrent une quarantaine de rapports dont la synthèse finale – le présent ouvrage – fut confiée à un historien, seul à n'avoir pas travaillé sur le terrain. Il s'agissait d'une expérience pilote, dans laquelle l'objet étudié devait servir de prétexte à un échange souhaité fructueux entre des disciplines réputées fort éloignées les unes des autres. L'ouvrage comporte par conséquent deux parties distinctes, l'une scientifique, l'autre critique. La première accorde une place importante au contexte psycho-sociologique et aux problèmes économiques (chap. 1-4, 8), avant d'analyser l'impact de la religion et de la politique – ou plutôt leur façon d'être vécues, notamment à travers le problème majeur de la scolarisation (chap. 5-6). La seconde énonce d'abord le point de vue de la direction du programme, autrement dit les buts visés (préface), puis fait un bilan remarquablement honnête des résultats obtenus, tant négatifs que positifs (chap. 7-8, annexes). La lecture d'un tel ouvrage est aussi passionnante qu'instructive.

Lausanne

Marie Gimelfarb-Brack

E. SIEBER, W. HÄBERLI und E. GRUNER, *Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*. Erlenbach-Zürich, Rentsch, 1975. 314 S., 102 Abb., 12 Ktn. – Hier liegt der erste Band der neuen, auf vier Bände angelegten Weltgeschichte des Verlags vor, welche die alte fünfbandige Ausgabe sukzessive ersetzen soll. Der übersichtlich gegliederte Text in moderner graphischer Gestaltung ist geschickt illustriert mit sorgfältig ausgewählten Photographien und aussagekräftigen, zum Teil ästhetisch ansprechenden und bis auf eine auch fehlerfreien Karten. Als «integrierte Geschichtsschreibung» will das Werk nicht nur die politische und wirtschaftliche, sondern auch die soziale und kulturelle Entwicklung der Zeitgeschichte aufzeigen. Neben Europa werden die übrigen Kontinente als gleichwertige Faktoren gestellt. Die erst seit kurzem Objekt der Forschung bildenden Probleme der Entwicklungsländer werden klar herausgearbeitet. Somit erreicht der Verlag vollumfänglich sein Ziel, eine Grundlage zum Verständnis der heutigen Ereignisse zu schaffen.

Zürich

Guido Scheinwiller